Brückenschlag und Rückschläge

Quer durch den Balkan auf den Spuren zweier Bergstiefel
© Rudolf Wagner

Das gelegentliche Fehlen von Sonderzeichen auf ausländischen Ortsnamen hat technische Ursachen.
Der Autor bittet für diese Sprachverstümmelung um Entschuldigung. Seine Forderung: Eine Rechtschreibreform aller slawischen Sprachen, allen voran aber des Französischen, damit er sich künftig leichter tut

Auf der Spur zweier Bergstiefel

Der Wunsch war nicht neu, wenn auch nie im Ernst zu Ende gedacht oder gar verwirklicht worden. Trotzdem war er immer wieder einmal aufgetaucht. Würde ich mich jemals überwinden können, nicht nur zuhause Notizbuchblätter zu wenden und auf alten Fotos Erinnerungen zu wecken? Könnte ich den dünnen Bleistiftlinien Tag für Tag noch einmal in aller Wirklichkeit folgen?

Nicht mehr lange und die Schrift wird auf dem vergilbten billigen Kriegspapier ganz unleserlich geworden sein. Ist aber nicht die ganze so weit zurückliegende Zeit selbst längst verblichen wie das Papier? Ist von jener Wirklichkeit bis auf mich überhaupt noch was da? Nichts als Fragen.

Die engsten Kameraden von damals sind abhanden gekommen. Es sind deren Neffen und Enkel, die sich heute daran erinnern, was ihnen der Onkel oder der Opa beim Reiten und Angeln oder im Weinberg aus seiner Kriegszeit erzählt hat. Sie hörten damals nur mit einem Ohr hin, hatten vielleicht auch gar nicht so recht begriffen, was hinter den Worten steckte. Sollten es auch gar nicht. Häufiger noch die Klage: »Mein Vater hat nie davon gesprochen.« Heute gehen die Nachfahren suchen und wollen mehr darüber wissen, nur sind die Spuren kaum noch zu finden, wenn nicht längst verweht.

Mein Wunsch war es immer gewesen, mir selbst noch einmal in diesen fernen Jahren zu begegnen und Erinnerungen aufzufrischen, wo es noch welche gab. Nicht irgendeine neue Fernreise wäre das also, sondern die fernste aller Reisen, der Weg zu den Anfängen des eigenen Lebens zurück, halb Kind noch, halb Mann und dann die ersten Schritte in dieses Leben tun, Schritte über Berge aus fallenreichem Karstgestein, immer auf Messers Schneide alle Tage und nie sicher, welcher Schritt der letzte sein wird. Es wurde uns nicht leicht gemacht heranzuwachsen und Millionen schafften es nie.

Bei aller Neugier, die mich zu dieser Zeitreise trieb, es überwog jedesmal am Ende das Nein und Niemals wieder! Warum bloß so abweisend? Zuerst hielt mich das kommunistisch regierte Land ab. Hammer und Sichel in Rot, auf heruntergekommene Hausmauern geschmiert, kotzten mich schon als Soldat in jedem Bosniakennest an. Dann kam der grausame Bürgerkrieg der Neunzigerjahre, wie ich ihn nicht anders dort kennengelernt hatte. Diese Völker schienen aus dem Volksbefreiungskampf, wie der vor allem sich selbst befreiende Tito es genannt hatte, nichts gelernt zu haben. Ich verzichtete auf diese neue alte Erfahrung. Jene zwei Kriegsjahre hatten nicht nur die Spuren meiner Nagelstiefel auf Karstfelsen hinterlassen, sondern noch viele Kratzer mehr unter der eigenen Haut.

Nicht, daß ich Widerwillen gegen die Landschaft gehabt hätte. **Bosnien**, das war wie ein Fleckerlteppich aus Thüringer Wald und Rhön, aber hinter jedem Baum verbarg sich vielleicht ein feiger Mörder aus freien Stücken. Alles für das eine: Zivio drug Tito! Auch in Kommunisten-Rot natürlich. Es war damals Mode. In Dalmatien stand es in Schwarz auf Weiß: "Evviva il Duce!", in den volksdeutschen Siedlungen beiderseits der Donau: "Heil Hitler!"

Titos Freiheitsbewegung war nicht nur gegen uns gerichtet gewesen. Auf bosnischen Gebirgsstraßen rollten uns schwerfällige Bauernwagen auf unwahrscheinlich kleinen, handspannenbreiten, massiven Holzrädern entgegen. Die Ochsen schafften es kaum. Um die Wagen gedrängt, schleppten sich Greise, Frauen und Kinder vorwärts, die Frauen mit Kopftuch, die Männer mit dem roten Fez. Ihre moslemischen Dörfer waren von Titos Brigaden

niedergebrannt worden, die jungen Männer umgebracht. Nun zogen die Überlebenden ziellos durchs Land.

Kein Blauhelm schritt damals dagegen ein, so wenig wie ernsthaft heute. Im Gegenteil, die westlichen Alliierten lieferten via Luftbrücke Tito die Waffen für seine Massaker. Hauptsache, Deutschland kleinkriegen. Stalin rieb sich die Hände. Nach 50 Jahren wiederholt sich dieselbe Tragödie in ähnlicher Art. Über diesem Land hängt ein Fluch aus der Osmanenzeit, als es Sitte war, die im Kampf abgeschlagenen Köpfe des Gegners auf Pfahlspitzen aus purer Siegerfreude dem Volk zu zeigen.

Montenegro blieb mir als Land düsterer Berge, blumiger Hochalmen und abgrundtiefer Schluchten und viel Durst in Erinnerung - und diesmal hinter jedem Felsblock ein Partisan mit dem blutroten Sowjetstern an der Mütze. Karl Mays berüchtigtes "Land der Skipetaren", das ich in Schultagen las, war von dort aus gar nicht weit weg.

Dalmatien endlich sollte meine kühnsten Jugendträume unerwartet schnell erfüllen: Einmal ans Mittelmeer und nach Italien reisen dürfen! Wer wollte das damals nicht! Als ich mit 18 alle Strophen des Chiantiweinliedes auswendig singen konnte, war ich bereits dort. Es wurde an der Küste von Budua über Cattaro und Ragusa bis Spalato und Trieste sogar Italienisch gesprochen. Ich hatte es zielbewußt in der Schule als zusätzliche Fremdsprache gewählt und trug endlich auch einmal eine Eins in Sprachen nach Hause.

Daß meine Zukunft im Süden und nicht in Deutschland liegen würde, stand für mich seit Kindsbeinen fest. Deutschland, dort war Schmalhans Küchenmeister, dort war es kalt, dort hatten wir zu allem nur Jawohl! zu sagen und dort fielen Bomben. Mit gleichem Eifer eignete ich mir später Spanisch an, als Lateinamerika mehr als alles andere lockte. Sprachen lernen ist ganz einfach: Ein Wunschziel muß damit verbunden sein. Es ging mir in keinem Fall um den Drang zu einer bestimmten Person, es ging mir immer um die Suche nach einer Atmosphäre, die alles einschloß, was meiner vom Krieg gequälten Gemütsstimmung wohltuende Heimat zu sein versprach, das richtige Konzertprogramm eben, Beethoven, Brahms und Schubert, und in der Pause Gerhard Winklers Trinklied.

Der arme Liedermacher! Er muß noch mehr an Deutschlands Enge gelitten haben als ich. Er hat selber nie Chiantiwein getrunken, wenigstens keinen "goldenen", denn es gibt nur roten. Freilich hätte kaum eine Zeitgenosse diesen Lapsus bemerkt. Ich damals natürlich auch nicht.

Kleine Ursachen, große Wirkungen

Warum es nun ausgerechnet mich traf, zwei Kriegsjahre lang kreuz und quer über den Balkan zu marschieren, das war überhaupt keine Frage des Zufalls, sondern folgte einer ganz eigenen vorgezeichneten Linie, einer bestimmten Programmierung also in heutigen Worten. Deshalb kann ich es auch niemals überspringen, wenn mich die Erinnerung in die Vergangenheit zurückträgt.

Bevor ich nämlich diesen Pfad einschlug, existierte er bereits. Wie ich dann auf diesem Weg Schritt vor Schritt setzte, hing nur noch zum kleinen Teil von meinem eigenen Willen ab. Ich hatte, bildlich gesprochen, die Billiardkugel nur kräftig in eine bestimmte Bahn gestoßen. Sie folgte ihr mit vielem Klick und Klack in meinem Sinne.

Bewundernd sehe ich im Nachhinein, wie damals die Zahnräder ineinandergriffen, wie das eine das andere bewegte. Unsichtbaren Wegweisern folgte meine Bahn. Es sollten am Ende, alles summiert, ein paartausend Kilometer Fußmarsch, meistens mit schwerer Last auf den Schultern, daraus werden. Keiner hat jemals Dankeschön dafür gesagt.

Was also hatte die Kugel ins Rollen gebracht?

Der Initialstoß, der meine Billiardkugel traf, war der einzige, für den ich selbst verantworlich war. Ich greife immer wieder schmunzelnd und in Gedanken nostalgisch gerne zurückschweifend, dieses Thema auf. Ich hatte den Mut besessen, in den Sommerferien heimlich und gegen alle damals guten Sitten zu meiner ersten Liebe ins Stubaital in Tirol zu fahren und drei Wochen lang mit ihr zusammen ein Bergvagabundenleben zu führen, wie es in

jener von Pflichterfüllung dröhnenden Zeit nicht schöner denkbar sein konnte. Ich war daheim durchgebrannt. Bergvagabundenleben nannten wir das.

Unverschuldet war ich zu spät dazu aufgebrochen. Ein sogenannter "kriegswichtiger" Arbeitseinsatz hatte mich als einzigen aus unserer Klasse dazu verdonnert, statt Sommerferien zwei Wochen lang Büroarbeiten im Verwaltungsgebäude der Erfurter Hitlerjugend zu leisten. Ich wage nicht zu überlegen, wer mir das wohl eingebrockt hatte. Ich sehe die Wand voll Aktenordner noch vor mir, in die ich belanglosen Schriftverkehr ablegen sollte und rächte mich so, daß ihn keiner je wiederfand. Bis ich zufällig meinem Klassenlehrer auf der Straße begegnete, ihn fragte, ob das der Sinn von Schulferien sei. Überhaupt nicht! In den letzten Schulferien vor dem Abitur hätten wir Wichtigeres zu tun. Ich wurde sofort freigestellt, aber was half mir das noch?

Viel! Mir blieben noch zwei Wochen Urlaubszeit. Am nächsten Morgen zog ich mit kleinem Zelt und leeren Marmeladeeimern zum Erfurter Bahnhof. In den Thüringer Wald wolle ich fahren, auf den Großen Beerberg genau gesagt, wo ich schon öfter Heidelbeeren suchen war. Diesmal stellte ich aber am Bahnhof die Eimer in eine Ecke und holte meine Bergsteigerausrüstung aus der Gepäckaufbewahrung, u.a den Eispickel meines verständnisvollen Vetters Paul, der 1945 noch bei Hanau fallen wird, und zehn Mark in einem Umschlag von meiner Kusine Käte. Dazu das Taschengeld eines Jahres. Los ging's. Die Abfahrtszeit 8.17 Uhr habe ich nie vergessen. In München und Innsbruck wechselte ich den Zug.

Alles lief wie geschmiert oder eben wie auf einem perfekt ebenen Billiardtisch. Mein einziger Ausweis, der mich bei Kontrollen als Sohn eines Eisenbahnangestellten auswies, half mir. Vor allem die mit klugen Worten aus dem Sekretär der Erfurter Alpenvereinssektion herausgekitzelte Bestätigung, ich sei als zukünftiger Gebirgsjäger zu vormilitärischen Ausbildungszwecken nach Tirol unterwegs. Das hatte mir schon im "Rußlandwinter", als alle ihre Skier abliefern mußten, geholfen, im Thüringer Wald mit Alpenvereinsskiern Skifahren zu lernen. Die Billiard-, vielleicht auch Lottokugel rollte. Wir sammelten alle schönen Gipfel von Stubai und Ötztal ein.

Meinen Eltern hatte ich gleich in den ersten Tagen eine Grußkarte von einer Alpenvereinshütte in den Stubaiern geschickt. Flori unterschrieb mit netten Grüßen in ihrer ausgefeilten, unvergleichlich klaren Schrift. Das sollte verhindern, daß meine Eltern den Thüringer Wald mit der Polizei nach dem Beerenpflücker absuchen lassen würden.

Das war nämlich schon einmal passiert, als ich mit einem Klassenkameraden statt eines verregneten und daher ausgefallenen Schulausflugs zu den Brunnenkressefeldern am Stadtrand gegen Mitternacht von einem Fußmarsch zur Wachsenburg zurückkam. Meine Mutter: Die Gera führt Hochwasser; die armen Kinder haben bestimmt am Ufer gespielt und sind ertrunken! Von wegen gespielt! Wir übten, wie die Soldaten zu marschieren. Günter schaffte es, immer marschierend, bis Rußland. Der Rückmarsch blieb ihm erspart.

Meine Eltern kannten aus den Ferien das schöne Stubaital und natürlich aus eigener Anschauung auch vom Sommerurlaub des letzten Jahres die mir an Jahren und Erfahrung überlegene Flori. Ihre frische Art und die Tiroler Mundart hatte ihnen sehr gefallen, meinem Vater womöglich am meisten. Aus heutiger Sicht für mich ein mädchenhafter Mutterersatz, der selbst seine Eltern als Kind verloren hatte und jetzt mit einer jüngeren Schwester bei einer alten Tante lebte und das im selben Haus wie wir. Zwei Elternlose also fanden sich unter demselben Dach. Was uns sofort verband: Flori war in Südtirol schon auf allen Dolomitenspitzen gewesen, von denen ich seit Jahren im Lesesaal der Erfurter Alpenvereinsbibliothek nur geträumt hatte.

Meine Eltern waren wegen dieser "Schande" schon ein Jahr lang die Wände hochgegangen, nachdem sie in einem unglaublichen Vertrauensbruch - aus meiner Sicht - einen postlagernden Brief an mich 16jährigen abgefangen hatten. Wäre mein Vater ein Nazi gewesen, hätte er Flori wegen "Wehrkraftzersetzung eines Minderjährigen", wie das damals hieß, ins KZ bringen können. Er hatte ihr damit gedroht.

Dieser Gefahr setzten sich im übrigen auch die italienischen Landarbeiterinnen aus, die uns im Ferieneinsatz bei der Arbeit in den Erfurter Blumen- und Tomatenfeldern zu nahe an sich herankommen ließen. Cesira hat damals bestimmt zur Eins im Zeugnis beigetragen. In mir spielte sich etwas ab, daß nach dem Vietnamkrieg das Schicksal junger Soldaten im Film

zeigen wird: Once before dying - Einmal vor dem Sterben. Was für Perspektiven hatten wir? Den Heldentod.

Kein Nachdenken meiner Erzieher nebenbei über die wohltuende Auswirkung dieses seitenstarken Briefverkehrs. Was vorher mit Schimpfe nicht zu bessern gewesen war, das gerade noch "Ausreichend" in Deutsch: Mein Deutschlehrer wunderte sich jetzt, warum der bisher so verkrampfte Junge plötzlich fließend erzählte und bilderreiche Aufsätze zu schreiben fähig war - die ich dann auch noch, rot im Gesicht, vor versammelter Klasse vorzulesen hatte.

Erstes Aufprallen der Kugel und es machte laut Klick, als ich eine Woche nach Schulbeginn nach Hause kam. Zwei Wochen Bergvagabundendasein waren wirklich zu wenig gewesen. Wir hatten ein Jahr lang drei Wanderwochen mit Gipfelwünschen gefüllt und nun hätte bereits nach zweien alles zu Ende und vielleicht für immer vorbei sein sollen?

Es hätte sich machen lassen, mein Fernbleiben vom Unterricht als Krankheit zu vertuschen. Das war es schließlich auch. Ich war krank von meinen Eltern, von meinem blinden Vater und einer Mutter, die lebenslang nur für ihren Mann Zeit haben mußte. Gerade deshalb natürlich **kein** "Entschuldigungsbrief". Mir war es lieber so. Es hätte nur meine Billiardkugel aus der Bahn geworfen.

Unser Schuldirektor Willers freute sich über die neuen Lorbeeren. Er würde dem Führer wieder einen jungen Soldaten zum Geschenk machen können. Das half ihm, selbst von der Front fernzubleiben. (Jemand soll ihn für diese Kriegsverdienste nach '45 an eine Laterne geknüpft haben.) Er hatte schon vor meiner Rückkehr in der Klasse verkündet, wer sich nicht freiwillig zum Kriegsdienst melde, würde dank geschrumpfter Restschülerzahl auch so das Abitur nicht erreichen, da es ohnehin an Lehrpersonal fehle. "Nach dem Krieg kriegt ihr das Abitur geschenkt!"

Die als Fahnenjunker eingerückten Freiwilligen - als bewährungsfreudig bereits eingestufte junge Offiziersanwärter wie mein Freund Günter - kriegten kein Abitur geschenkt, sondern nur eine Zeile auf dem Ehrenmal unserer Schule mit ihrem Namen darauf. Die fiel dann einem amerikanischen block buster auch noch zum Opfer - wie die ganze Humboldtschule mit der 7. Klasse, die damals Brandwache hatte.

Die Kugel rollte. Bei der Nachrichten-HJ hatte ich mich aus voller Absicht zum Funker ausbilden lassen, weil mir schnelles Morsen im Ohr lag. Ich meldete mich also als Funker zu den Gebirgstruppen. Das war das Privileg aller Kriegsfreiwilligen damals. Ihr Wunschziel wurde akzeptiert. Sogar tropentauglich für den Afrikafeldzug wurde ich geschrieben. Alles besser, als der grauenvolle Gedanke, als "Unfreiwilliger" zu den Panzergrenadieren des Erfurter Infanterieregiments 71 einrücken zu müssen. Ein Todesurteil, dessen Vollstreckung nur eine Frage von Monaten war.

Die vorausgehende Arbeitsdienstzeit wurde auf ein Vierteljahr gekürzt, damit wir Freiwilligen uns möglichst bald den "russischen Untermenschen" entgegenwerfen könnten. Wir schaufelten im eiskalten Spätherbst drei Meter tiefe Drainagegräben in den versumpften Feldern deutschstämmiger Bauern in Mähren.

Fünf Monate nach der Rückkehr aus Innsbruck saß ich wieder im Zug dorthin, diesmal mit einem anderen Ziel: Die Kaserne des Traditionsregiments der Tiroler Kaiserjäger Nummer Eins. Was war der Thüringer stolz! Flori, die im Schönberger Lazarett als Krankenschwester arbeitete, nahm mich jedes Wochenende in die Arme und manchmal auch unter der Woche nach einem gewagten Sprung über die Kasernenhofmauer.

Wenn ich heute mein siebzehnjähriges Milchgesicht unter der kecken Gebirgsjägermütze mit Edelweiß auf einem Foto betrachte, wundere ich mich, was sich damals die Erwachsenen, die das alles ausgeheckt hatten, dabei dachten, uns mit aufgesetztem Seitengewehr in Nahkampftechnik in den Eingeweiden eines eingebildeten Gegners herumwühlen zu lassen, Nahkampftechnik eben. Gewiß, es könnte lebensverlängernd sein. Das war aber kein Videospiel vor dem Bildschirm. Es sollte blutiger Ernst werden - und wird es heute manchmal sogar unter Schülern nach der Ausbildung vor dem Bildschirm zum blutigen Ernst!

Was uns erwartete

Nach einem Vierteljahr himmlischer Rekrutenzeit zu Füßen der Innsbrucker Nordkette rollten wir bald nach Ostern '43 im Zug nach Sarajewo. Meine Kameraden waren Vorarlberger, Nord-

und Südtiroler. Im Schwefelheilbad Ilidza bei Sarajewo sollten wir auf die neu dort aufgestellte 118. Jägerdivision verteilt werden. Statt Edelweiß jetzt Eichenlaub an der Mütze.

Die 118. war die Nachfolgerin der nach dem Jugslawienfeldzug im Mai 1941 in Agram aufgestellten 718. Sicherungsdivision. Von Sarajewo aus focht sie 1942 gegen die bedrohlich anwachsende Partisanenbewegung. Viel zu schwach dazu alleine, wurde sie vom kroatischen Heer unterstützt. Ihr erster Kommandeur, Generalleutnant Fortner wurde wie sein Nachfolger noch 1947 von den Engländern Tito zur Liquidierung ausgeliefert.

Eine gute Fee hielt damals in Ilidza über uns Funker aus Innsbruck ihre Hände. Wir wurden statt zum Jägerregiment 750 oder 738 dem Gebirgsartillerieregiment 668 zugeteilt. Wären wir nur zum Fernsprecher ausgebildet gewesen, hätten wir uns bei den Jägern wiedergesehen und Strippen gezogen. Funkgeräte waren im Nahkampf nur im Wege.

Unsere Gebirgskanonen waren das Skoda-Modell 1915 und wurden erst nach zweimaliger Selbstzerstörung - bevor sie dem angreifenden Gegner in die Hände fielen - durch die Gebirgskanone von 1941 ersetzt. Der Vorteil beider Modelle: Sie ließen sich auseinandernehmen und in strapaziösem Einsatz von Tragtieren im unwegsamen Gelände in die beabsichtigte Feuerstellung bringen. Die Haflinger wurden nicht gefragt, ob sie das Gewicht von Rohr oder Lafette tragen wollten. Sie brachen, als es ernst wurde, einfach zusammen. Unsere Kanoniere - die meisten kamen vom Bauernhof und waren robust -, schleppten sie dann mit kräftigem Hauruck selbst.

Diesem Anfang folgte in den nächsten zwei Jahren der lange Marsch durch Bosnien, Montenegro, über die dalmatinischen Inseln zur Herzegowina und im Dezember 44' über das heile Mostar und heile Sarajewo zur Syrmienfront an der Donau zum ebenfalls noch heilen Vukovar. Der Russe hatte gerade Belgrad eingenommen, was einer Einkesselungsgefahr für uns alle am Balkan gleichkam. Eine, wie sie die Kurlandarmee zur selben Zeit im Baltikum erlitt. Die noch aus Griechenland zurückflutenden deutschen Truppen sollten einen vor Flankenstößen gesicherten Rückzug hinter die deutschen Linien haben. Deshalb standen wir an der Donau.

Unsere eigene Leistung dabei war bescheiden. Wir verloren wieder einmal alle vier Geschütze unserer Batterie. Schlimmer erging es einem Bataillon unserer 750er beim Halten des letzten Brückenkopfes bei der Savebrücke in Belgrad. Sie verblutete wie die 1. Gebirgsdivision, die sich nicht mehr bis zu dieser Brücke durchschlagen konnte.

Eine kritische Situation damals für uns: Eine Sturmeinheit Russen war über die Donau bis zum Bahnhof Vukovar vorgedrungen. Unsere hilfreichen Engel wie so oft vorher und nachher: Angehörige einer SS-Panzergrenadierdivision warfen sie in Todesmut aus der Stadt und über die Donau zurück. Es erreichte keiner lebend das rettende andere Ufer.

Noch einmal mußten wir ein Loch stopfen, diesmal ab Januar ' 45 südlich vom Plattensee. Als aber kurz vor Ostern nördlich davon die Dämme brachen, weil der Russe Wien erreicht hatte und die ungarischen Divisionen ihren Kampfgeist verloren, zogen wir uns in die damalige Südsteiermark bei Luttenberg zurück. Kaum irgendwo vorher fühlten wir uns so von den Russen bedrängt. Unser Feldersatzbatallion verblutete in den Weinbergen bei Jeruzalem. Dort erreichte uns das Kriegsende. Noch tagelang im Kampf gegen Titos Banditen, erreichten wir endlich das Lavantal in Kärnten.

Dann weiter zum Soldatensammelplatz am Klagenfurter Flughafen, diesmal nur mein treuer Funkkamerad Ludwig aus Innsbruck und ich. Seit der Rekrutenzeit standen wir entweder gemeinsam oder als Gegenstelle am Funkgerät in Verbindung. Da sollte über Nacht ein hoher Zaun um das Flugfeld errichtet werden. An nichts Gutes in unseren Gegnern glaubend, rochen wir Unheil. Wir gingen durch und marschierten zu Fuß weiter, zuerst über die Tauern, dann durch die Zillertaler und waren am 1.Juni am Ziel, Ludwig in Innsbruck, und mich schloß Flori im Stubai überrascht und überglücklich in die Arme. Seit Monaten hatte es mit der Feldpost nicht mehr geklappt.

Vom Ludwig gibt es noch etwas Trauriges in diesem Zusammenhang festzuhalten. Wir waren immer in Verbindung geblieben. Ein Tiroler Kochbuch war 1974 sein Weihnachtsgeschenk an mich in der Karibik gewesen. Der immer zum fröhlichen Reimen Aufgelegte, schrieb dazu: "Knödel, Speck und Sauerkraut, in Tirol seit eh und je; doch wie schmeckt dös Zeug in einem Land, wo' s ganze Jahr koa Schnee.

Dann kam nur noch ein Brief seiner Frau. Nach einer Nierensteinoperation hatte der beliebte Feinkostverkäufer Erholungsurlaub gekriegt. Seine Absicht: noch einmal mit seiner Frau die alten Kampforte an der Adria zu besuchen. In Jugoslawien hatten sich Komplikationen eingestellt, die auf ein vergessenes Operationsteil zurückgingen. Ihm war in jener rückständigen Gegend nicht mehr schnell genug zu helfen gewesen. Was mag mir zustoßen, war eine danach immer in Hintergrund wirkende Sorge, wenn ich eine ähnliche Erinnerungsreise erwog. Lag wirklich ein Fluch über diesem Land? Sollte ich nicht besser die Hände davonlassen? Wer einmal lebend entkommt, sollte nach keinem Dacapo verlangen.

Diesmal wird es Ernst

Voraus in die Gegenwart! Bei allen Luftschlössern, die wir derzeit mit Fernweh in unseren Köpfen herumtragen, waren wir in einer Art Sackgasse angelangt. Hektische Europareisepläne entstanden. Sozusagen zum letzten Mal noch alles Unbekannte in uns hineinschaufeln. Ja, ja, ganz wie damals in Erfurt: Leben mit dem Großen Löffel.

Wir hatten im Mai schon einen kurzen Blick auf den Olymp und den Berg Athos geworfen. Dazu hatte uns eine gute Weinflasche von dort verführt. Griechenland zum ersten Mal und an einer entlegenen Ecke! Kurz darauf am anderen Europaende zehn Tage Normandie und Bretagne. Antje wollte selber die Orte kennenlernen, die ich auf meinen Segeltörns nach Amerika berührt hatte. Ich natürlich auch. Vor allem hatten es ihr wohl meine Berichte von den echten Langusten und Hummer in Camaret sur Mer angetan. Beide Male zogen wir nach unserem disaströsen Spanienabenteuer einen unverdächtigen einheimischen Leihwagen vor. Unseren Renault hatten wir gerade noch einmal durch den TÜV gebracht. Immer noch gut genug für den Balkan, sagten wir und meinten es diesmal auch im Ernst.

Antje hatte bisher niemals, da sie meine Abneigung kannte, den Wunsch geäußert, noch einmal zu den dalmatinischen Orten zurückzukehren, wo sie mit ihren Eltern als Schülerin gewesen war. Jetzt waren wir beide reif. Wir wollten beide dieselben Orte vielleicht zum letzten Mal wiedersehen, die ich vor 60, sie vor 30 Jahren kennengelernt hatte.

Logistisch war es nicht durchführbar, in drei Wochen der Landkartenlinie aus meinen Kriegstagebüchern nachzufahren. Wir bauten den Plan um und schafften alles mühelos. Nur ein Kupplungsteil gab gegen Reiseende seinen Geist auf. Das brachte uns wegen der Reparatur zwei volle Tage Wartezeit ein, eine ruhige Bucht, die frischesten Fische Dalmatiens und endlich auch Zeit zum Abschalten. Wir wären sonst glatt daran vorbeigefahren. Der Ort lag außerhalb meiner Erinnerungstrasse.

Als erstes Ziel hatten wir Straden am Südostende der Steiermark angepeilt. Da Antje tagsüber am Freitag, den 4.Juli, noch arbeitete, holte ich sie mit gepacktem Wagen erst abends vom Büro ab. Nichts Besonders. So startet die Fleißige öfter zu einer Reise mit mir. Es regnete. Über Salzburg kamen wir immerhin bis zur nächtlich angestrahlten Burg Werfen, von der wir nie gehört hatten und am nächsten Vormittag nach Graz. Ob die Zerstörung von Weimar, Graz und anderen deutschen Städten verhindert worden wäre, wenn diese Orte schon vor dem Krieg zur Kulturhauptstadt Europas erklärt worden wären? Eher das Gegenteil wäre eingetreten, ist fest zu vermuten.

Am Nachmittag grüßten endlich hinter Feldbach und Gleichenberg die drei Kirchtürme Stradens von ihrem isoliert dastehenden Hügel. Ein Bild wie aus der Toskana. Wir hätten auch ohne vorher davon zu wissen, zweifellos darauf zugehalten und ein Nachtlager gesucht. Der Anblick des kleinen Ortes auf der Hügelkuppe ist zu verlockend. Im Gasthaus war jedoch kein Zimmer frei.

Wir fanden in schönster Aussichtslage ein Privatzimmer bei Lackners in ihrem Neubauhäuschen. Es gefiel uns dort gut, vor allem auch der Abend in "Lottes" Buschenschank mit Blick von oben über den steilen Weinberg. Es blieb dabei nicht aus, daß ich mir beim Vorbeugen vorstellte, wie hier abwechselnd Russen und Panzergrenadiere den Hügel erstürmten und wieder zurückgeworfen wurden.

Am nächsten Tag im nahen Hof ein Flohmarkt, der alles uns bekannte an Trödelkram, Essen und Trinken übertraf. Sogar ein altes Wehrmachtsdreirad, Marke Puch, war zu besichtigen. Der ewige Marschierer kletterte wenigstens einmal in den Sattel eines WM-Fahrzeuges. Seit

wir in Werfen die europäischen Regenwolken abgestreift hatten, beglückte uns durch den ganzen Urlaub die Sonne. Das machte uns fröhlich. Wir verlängerten einen Tag.

Straden hatte es aus mehreren Gründen sein müssen. Es verband mich seit Monaten eine enge Beziehung zu diesem Ort. Der Zusammenhang könnte nicht weiter hergeholt sein. Ich war seit Jahren auf der Suche, auf neuen slowenischen Karten die alten deutschen Ortsnamen aus meinem Kriegstagebuch wiederzufinden, vor allem einen gewissen Ort Kranichberg. Dort ging es für mich in den letzten Kriegstagen noch einmal um Kopf und Kragen. Als Artilleriebeobachter, also zwei Funker mit Offiziersbegleitung, hatten wir noch einmal mit der Infanterie vorzugehen, um die Russen in ihrem Vormarsch aus Richtung Jeruzalem zu bremsen. Unsere Nachbardivision war ausgeblutet und nicht mehr dazu imstande.

Beim Surfen im Internet war ich unter "Slowenien" und "Mur" überraschenderweise auf eine Seite gestoßen, die unserer Division gewidmet war und deren Toten aus dem Burgenland. Ich setzte mich mit dem dortigen Lehrer in Verbindung, der diese Seite pflegte.

Heinz Bundschuh wußte mehr als ich. Wenn ich ein gewisses Buch über die 16. SS-Panzergrenadierdivision fände, sähe ich klarer. Das Buch sei von einem der höchsten Offiziere des Österreichischen Bundesheeres verfaßt worden: Josef Paul Puntigam. Es beschreibe in Tatsachenberichten den Weg dieser Division vom Plattensee bis zur Mur, fünf Monate Kriegsgeschehen also, die letzten Kriegsmonate. Unsere Eichenlaubdivision und diese Panzergrenadiere wären von Januar bis Mai immer Frontnachbarn gewesen. Heute weiß ich es: Fast sicher lebe ich deshalb noch.

Das Werk würde mir vielleicht weiterhelfen. Ich suchte danach und fand Angebote im Internet aus Texas, Flensburg und Jena. Kein Exemplar unter 50 Dollar. Zuletzt lieh ich es für nichts über unsere Uni in der Bayerischen Staatsbibliothek aus und kopierte es für eine Handvoll Euro.

Nur als (bitteren) Beigeschmack, was meine lebenslange Jugo-Abneigung anging: Heinz Bundschuh schrieb, nachdem ich ihm meine Beweggründe erklärt hatte, sein Onkel sei wie ich am Balkan im Einsatz gewesen und bei Knin im Dezember '44 gefallen. Die Wahrheit dazu: Partisanen hatten einen Tunnel, der für mehrere hunderte Verwundete als Lazarett diente, gesprengt. Nicht genug damit, wurde eine noch gehfähige Verwundetenkolonne außerhalb von Knin bis auf den letzten Mann von Partisanen niedergemacht. Einer davon war sein Onkel.

Die Verwandten eines anderen aus seinem Ort suchen noch heute das Grab des Vaters. Er war beim Feldersatzbataillon 668 in der Weinberghügelkette südöstlich von Luttenberg und südlich der Mur eingesetzt. Kaum einer dieses Bataillons hat es überlebt. Ich selbst wurde dort aus dem Keller unter einem Weinberghäuschen zu dem letzten Einsatz bei Kranichberg abgezogen, als in Sichtweite Russen auf freiem Feld eine schwere Haubitze von zwangsrekrutierten Einheimischen eingraben ließen, um uns im direkten Beschuß zu erledigen.

Wir hätten es mit unseren Kanonen unterbinden können, durften aber nicht schießen. Der Befehl lautete: Mindestens 500 Feinde müßten an einer Stelle zu sehen sein, sonst kein Feuer frei! Unsere letzten Granaten waren knapp. Eine Batterie, die nicht mehr schießen kann, wird als Infanterie und Lückenbüßer irgendwo verheizt. Wir mußten bis zuletzt gefechtsbereit bleiben.

Oberst Puntigam war im letzten Krieg noch zu jung, aber sein Vaterhaus steht in der Nähe von Straden. Er hat sich mit diesem Buch für die Verteidigung seiner Heimat bedanken wollen. "Unsere" SS-Panzergrenadiere haben Haus für Haus in Straden verteidigt, der Kirchturm ging in Flammen auf, am darunterliegenden Friedhof wurde zuerst um die Friedhofsmauer, dann um jede Deckung hinter einem Grabstein gekämpft. Als ins einzige Gasthaus unten die Russen eindrangen, warfen unsere aus dem ersten Stock Handgranaten durchs Treppenhaus und flüchteten verletzt über den Hinterhof. Auf Dauer haben die Russen den Ort nicht halten können.

Reiner Zufall, unser Gastgeber in Straden war damals als Kind dabei, sein Vater war Bürgermeister. Er steuerte eigene Erlebnisse bei. Seine Mutter, wie alle anderen Frauen waren hinter der Front in Sicherheit gebracht worden. Natürlich hatte er sein eigenes Exemplar des Puntigam-Buches auf dem Tisch liegen.

Nach den Russen seien die Titopartisanen gekommen. Tito hatte Appetit auf Kärnten und die Steiermark gekriegt. Die damalige Südsteiermark, das heutige Slowenien, war ihm nicht genug. Die westlichen Aliierten waren sich nicht einig, wie der Krieg oder Frieden weitergehen sollte. (Nicht anders als heute im Irak, wo wieder einmal Polen für einen von England und Partnern angezettelten Krieg den Kopf hinhalten sollen.) Sie lieferten die neben uns kämpfende Wlassow-Armee den Russen zur Liquidierung aus. Unser Divisionskommandeur, Generalleutnant Josef Kübler, ein gottesfürchtiger Offizier, dem keiner Schlechtes nachsagen konnte, wird von den Engländern Tito zum Erschießen übergeben. Der letzte Brief an seine Frau ist erhalten.

Ein anderer Offizier rettete nur deshalb sein Leben, weil sich ein schottischer Oberstleutnant namens Churchill für ihn einsetzte. Einer von uns hatte ihn über die dem Kameraden drohende Gefahr informiert. Churchill, der zur Zeit meines Fronturlaubs von unseren Leuten auf der Hügelkette oberhalb von Bol auf Brac gefangen genommen worden war, wurde als Anführer eines Partisanenkommandos nicht auf der Stelle erschossen, sondern ehrenvoll in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland geschickt, wo er bald entwich. Dafür bedankte er sich.

Dieser Jack Churchill also hatte immerhin in vorderster Reihe bei völliger Dunkelheit den Angriff auf unsere Gipfelstellung angeführt. Er ergab sich, als er einen Steinhagel, der über ihn und seinen Hochländern niederging, für Handgranaten hielt. Unsere Leute hatten aber keine Handgranaten mehr. Sie nahmen den Verdutzten mit Hurra-Gebrüll im Nahkampf ihre Waffen ab und jagten damit den Rest zum Teufel.

Als Ludwig und ich wenige Tage danach aus dem Urlaub zurückkamen, war die Insel wieder in unserer Hand. Wir hatten nur noch die schrecklich verwesten Überreste unserer verstümmelten Verwundeten in Holzkisten zu schaufeln. Wer aber wie unser Funkkamerad Waschnigg in jener Nacht oben dabei war, wird ein Leben lang das schrille Schreien der Flintenweiber, ihr Haidi napred!, nicht aus den Ohren kriegen. Ihnen wurde das Niedermetzeln unserer Verwundeten vorgeworfen. Ein Mann kann gar nicht gegen andere Männer so grausam sein.

Nebenbei sprengten unsere Kanoniere in dieser Nacht alle Geschütze, als sie sich von Partis umringt sahen. Nahkampf haben Artilleristen nie gelernt. Ob ich noch etwas von diesen Kampfstätten wiederfinden werde.

Daß im Partisanenkrieg von Anfang an England im Hintergrund stand, ist eine ganz andere Geschichte. Die Partisanen waren England im Krieg gegen Deutschland so recht wie die polnische Armee des General Anders, die bei der Normandielandung und vor Monte Cassino den Kopf für England hinhielt. Der polnische Soldatenfriedhof in Italien spricht Bände. Ob das die Garantie war, die England den Polen für Danzig gegeben hatte? Gefallene Polen europaweit, nur nicht zur Befreiung Polens.

Tatsächlich war es England, das mit dieser Eigenmächtigkeit die Genfer Landkriegsordung erstmals ausgehebelt hatte und den Partisanenkrieg weltweit überhaupt erst "salonfähig" machte. Ein Land, daß sich auf einen Waffenstillstand einließ, besaß kein Recht, sich im Geheimen gegen den früheren Gegner zu erheben. Das war nach Genfer Kriegsrecht für jeden, der dabei erwischt wurde, das Todesurteil. Titos Freischärler hätten es wissen müssen.

Die Franzosen hatten es nicht nur mit Andreas Hofer, sondern nach dem ersten Weltkrieg mit dem seither längst totgeschwiegenen und seiner Gedenkstätte beraubtem Albert Leo Schlageter vorgemacht. Er hatte durch Brückensprengungen den Abtransport deutscher Reparationsleistungen nach Frankreich verhindern wollen.

Wo kommt ein Land hin, dessen harmlose Wachsoldaten nach Kriegsende von jedem Verbrecher umgelegt werden dürfen! Es muß sich wehren. Wie später in Nürnberg, wurde generell nach dem Krieg von den Siegern diktiert, was Recht und Unrecht sei. Wer sich jemals als Richter auf die Genfer Konvention berufen hatte, verfiel jetzt der Rache der Sieger, im Partisanenland also Tito. Dasselbe Recht, nach einem Waffenstillstand im Untergrund weiterkämpfen zu dürfen, nehmen heute Palästinenser, Afghanen und Iraker für sich in Anspruch. Die Saat geht auf.

Jetzt wird es Ernst

Von Straden aus war die Grenze bei Radkersburg nicht mehr weit. Später noch lange dankbar gelobt, kauften wir im letzten Laden Bauernbrot und Bauernwurst. Wir hatten nicht vor, im jenseitigen Slowenien zu übernachten. Zuerst ein kurzer Besuch bei einer in der Mur verankerten Mühle, die, von Wasserrädern getrieben, noch immer Sack für Sack Getreide mahlt. Der alte Müller verstand kein Wort Deutsch. In der Nähe wurde 1945 ein Brückenkopf der Russen diesseits der Mur von unseren Jägern und den SS-Grenadieren bereinigt, nachdem der Volkssturm weggelaufen war. Kein Russe entkam.

Es sei bei Wernsee gewesen. Wer kennt das heute noch? Die alten Ortsnamen sind von Straßenschildern und aus dem Gedächtnis gelöscht. Keiner, der nicht im Tourismusgewerbe arbeitet, versteht überhaupt ein Wort Deutsch. Deshalb steht vielleicht neben Ljutomer noch Luttenberg. Die Weine aus seiner Nähe gehörten in der k.k. Monarchie zu den besten. Das lockt vielleicht Touristen an.

Bei der Touristeninfo versteht einer endlich den Sinn meiner Frage nach Kranichberg, weiß aber nicht, wo es sein soll. Auch mein Hinweis, es müsse südöstlich von Luttenberg und gar nicht weit weg liegen, hilft nicht weiter. Ich werde in der Eisdiele mit einem Lehrer zusammengebracht, der den Schlüssel zur Stadtbücherei besitzt. Sein Großvater sei Deutscher gewesen, sagt er wie mit schlechtem Gewissen und versteht wirklich nur noch ein paar Brocken. Kranichberg kennt er auch nicht. Er lädt mich freundlich ein, ihm zu folgen.

Hinter vielen Regalen ein kleines Privatzimmer mit den nicht öffentlichen Büchern. Er findet, was ich suche. Es gibt tatsächlich ein zweibändiges Werk, das alle im ehemaligen Jugoslawien ausgemerzten deutschen Ortsnamen neben ihrer neuen Bezeichnung enthält. Er zeichnet mir noch die Straße nach Zerovinci - der neue Ortsname - auf ein Stück Papier.

Eine letzte Frage nach dem Hotel Sterndl am Hauptplatz von Luttenberg. Keiner kennt es mehr. Ludwig Haid und ich hatten im April ' 45 dort eine Nacht lang nach der Murüberquerung auf unsere nachkommende Einheit gewartet. Das Land wird bald zur EU gehören. Es schottet sich sprachlich ab wie kein zweites. Ob es das schlechte Gewissen ist, weil es sich von Österreich losriß, als dieses am Boden lag? Im westlichen Slowenien, wo noch Italienisch gesprochen wird, ist das ganz anders. Wo sind hier alle die schönen Ortsnamen geblieben: Sulzdorf, Storchendorf, Klein-Sonntag, Zesendorf, Schützendorf, Meierhöfel, Lindenbach und hundert andere, die von deutscher Siedlungsgeschichte erzählten? Tito hat in seiner Regierungszeit wirklich in jeder Beziehung tabula rasa gemacht.

Auf kleinen Nebenstraßen fanden wir Richtung Jeruzalem dieses Zerovinci. Ich erinnere mich wie heute an diese steile Dorfstraße, mehr ein Hohlweg, in einen Hügelkamm hineingeschnitten: rechts ein Feld, links Haus an Hause neben der Straße, jedes nur einstöckig. Gegen die Hausmauern gedrückt, unsere Infanterie gefechtsbereit. Alles wartet auf den Angriffsbefehl. Vor Sonnenuntergang sollen sich unsere Soldaten hinter den Häusern hervor auf die russischen Stellungen in den tiefer gelegenen Weinbergen stürzen.

Da schlagen in nächster Nähe russische Werfergranaten ein. Der Boden ist steinhart. Sie explodieren beim Aufschlag. Ein gutes Dutzend Landser, die in der Nähe standen, sackten pulvergeschwärzt in sich zusammen. Mich hatte wohl ein Zaunpfeiler aus Ziegelsteinen oder der Hohlweg geschützt. Ohne auf den nächsten Treffer zu warten, stieg unser Angriff sofort.

Wir waren zu dritt, Pepi Gasser aus Reutte i.T. und ich als Funker, dazu ein kaum 20jähriger Leutnant als Artillerieexperte. Nach einer Weile stürmte er allein zu einer Hügelkette weiter, um einen guten Beobachterplatz zu finden. Da es um uns herum überall krachte, drückten wir uns solange flach in eine Wasserrinne am Wiesenboden und warteten darauf, zum Nachkommen aufgefordert zu werden. Nur die Funkgeräte ragten über uns heraus. Da kamen Sanitäter gerannt mit »Hier liegen auch zwei!« So erlebten wir bei heiler Haut aber patschnaß, wie es ist, verwundet oder gefallen von den eigenen Leuten geborgen zu werden.

Auf dieser ansteigenden Dorfstraße kommt uns jetzt ein alter Mann mit einer Schubkarre entgegen. Er muß aus dem Ort sein. Ob er Kranichberg kenne? Er versteht unsere Frage nicht, fuchtelt mit den Händen herum: Kranichberg hier, Kranichdorf dort. Er weiß es nicht. Die Sprachbarriere schloß sich endgültig. Auch die Straße weckte sonst keine Erinnerungen. Seit der Weinbau Früchte trägt, entstehen lauter neue Häuser. Der Ausblick oben wird uns für alles entschädigen.

Wir blicken auf eine wellenförmige Landschaft, die aus lauter langgezogenen Weinbergketten besteht. Einer habe sie zu den schönsten Weinbergen der Welt gekrönt. Es

mag so sein. Die Grate krönen kleine Geräteschuppen. In einem wie diesem dort drüben hatten wir damals, ohne auch nur die Schuhe auszuziehen, die Nacht verbracht. Wir gaben keine Feuerbefehle mehr durch. Unser Angriff hatte die Russen weit zurückgeworfen. Beim Gefangenenverhör war ich am nächsten Morgen dabei. Einer war wohl ein Wolgadeutscher gewesen. Er zeigte uns den Inhalt des Jutesackes, den er quer über die Schulter gebunden hatte. Eine Handvoll Sonnenblumenkerne. Zu essen bekämen sie nichts. Es heiße immer nur, wenn ihr das nächste Dorf erobert, dann findet ihr alles, was ihr braucht.

Luttenberg und damit auch die Straße nach Marburg und über die Pässe nach Norden war anschließend nicht mehr unmittelbar bedroht. Entlang der Drau fluteten nämlich immer noch deutsche Truppenverbände zurück, hart von Titos Partisanenbrigaden bedrängt. Wir hielten den Weg frei, ernteten Lorbeeren, aber keine Eisernen Kreuze mehr, nur noch hölzerne. Auch der Info-Mensch konnte uns nicht sagen, wo heute die Soldatenfriedhöfe für die damals Gefallenen sind.

Die Weinberglandschaft war wegen seiner wie gekämmt herausgeputzten und dem Hang gewunden folgenden Rebstockreihen wunderschön anzusehen. Wir kurvten auf schmalen Straßen bis zur Pilgerkapelle in Jeruzalem, einem Überbleibsel aus Kreuzritterzeiten, aber für sich allein nicht der Mühe wert. Eine Weinprobe kam zu Mittag nicht in Frage.

Die Überzeugung setzte sich bereits an diesem Tag in mir fest: Nichts ist mehr, wie es damals war. Die Menschen sind andere, die Sprache ist uns fremd, die Ortsnamen, wie sie noch auf meiner Generalstabskarte stehen, kennt keiner auch nur dem Namen nach. Also, was suche ich hier noch?

Nächstes Tagesziel: die Weinbergkette über der Mur östlich von Luttenberg. Ich fotografiere das Feld, wo damals die Haubitze eingegraben worden war, um uns damit den Garaus zu machen. Gerne hätte ich im Weinberg oben unseren Todesbunker aufgesucht. Keine Zeit und wofür auch. Damals schoß einer, der von seiner Wache ermüdet in den Keller zu den dort Schlafenden herunterkam, aus Versehen in diesem kleinen Raum eine weiße Leuchtkugel ab. Waren die Russen da, war es das Ende? Das sitzt ein Leben lang fest.

Jetzt geht es mir um die lange Murbrücke, über die wir noch heil aus Ungarn herausgekommen waren, weil sie von "unseren" SS-Panzergrenadieren und unserem Jägerregiment 750 bis zum letzten Nachzügler gehalten worden war. Erst dann wurde sie gesprengt. Oberst Lindenblatt erhielt für die Standfestigkeit seines Regiments, die uns allen zugute kam, wahrscheinlich damals das Ritterkreuz. War es nun die Brücke bei Lendava oder bei Letenye gewesen? Da auch Teile Ungarns an Slowenien fielen, stimmen auch die alten ungarischen Namen nicht mehr.

Wir werden es so schnell nicht erfahren, welche Brücke es war. Die kroatische Grenze voraus, immer noch der Weinbergkette entlang, also der kürzeste Weg zur Brücke bei Letenye, war nur für Ansässige im kleinen Grenzverkehr offen. (Typischer Fall einer Landschaftsgrenze, die eigentlich zusammengehört, aber die Politik will es anders.) Wir mußten zurück nach Slowenien. Wir passierten dann die Grenzposten diesseits und jenseits der Brücke ins ungarische Lendava. Sie ist zu kurz. Wir können nicht über das Brückengeländer sehen, kehren jenseits sofort um und passieren zum zweiten Mal die Kontrolle.

Dann wieder nach Ungarn und von dort aus in Richtung auf die Brücke bei Letenye zu und diesmal in derselben Marschrichtung wie damals. Das müßte die richtige sein. Da aber die Zollstellen jeweils am Brückenende sind und dort bestimmt kein Tourist dumm herumstehen und fotografieren darf, gaben wir es auf, noch einmal zwischen Kroatien und diesmal Ungarn über die Brücke durch beide Kontrollen hin und zurück zu fahren. Wir machten uns höchstens verdächtig und könnten nicht einmal erklären, warum unser seltsames Gehabe. Es war ein brisanter Höhepunkt am Rückzug und fürs ganzen Leben: Wird es die Brücke noch geben, bis wir über die damalige Reichsgrenze sind? Vom Ergebnis hing unsre Zukunft ab: Sibirien oder Tirol.

Inzwischen war es zu spät geworden, noch einmal nach Lendava zurückzukehren und unserer Rückzugsstraße in entgegengesetzter Richtung über Großkanizsa zum Plattensee zu folgen. Ob es den Bauernhof neben der Straße noch gegeben hätte? Damals rannte ich hinein, wühlte im Keller des verlassenen Hauses in einem Faß voll Schweinefett und zog eine großes Stück eingekochtes Schweinefleisch darunter heraus. Dazu aus dem zweiten Faß

eiskalte in Salzlake eingelegte rote Apfelpaprika. Mit dem Fleischstück ohne Packpapier unter der Feldbluse holte ich nur mühsam meine Einheit wieder ein. Das Fleisch hat uns allen gut geschmeckt. Wir waren seit zwei Tagen ohne Verpflegung geblieben und mußten selber zusehen, wo wir blieben. (Wie die Russen!)

In Nagy Kanisza waren bei unserem Rückzug am Ostersonntag zwar alle Nachschublager geplündert oder gesprengt worden. Wir hatten andere Sorgen, als Lebensmitteldosen für uns zu retten, da uns die Russenpanzer bereits unter direkten Beschuß nahmen. In der Nähe vom Bahnhof reichte mir eine freundliche Ungarin ein Glas Milch aus dem Fenster. Auf den Gleisen stand ein frisch eingetroffener Zug mit fabrikneuen Sturmgeschützen für unsere SS-Division. Mangels Treibstoff wurden sie am selben Tag gesprengt.

Ich sah an diesem Vormittag Sanitätsautos mit Schwerverwundeten, die von Pferden gezogen wurden und dann im Beschuß liegenblieben. In der Ferne brannten von uns noch angezündete Ölquellen. Panzer der SS-Divison, die sich verfahren hatten, füllten den dünnen Ölschlamm aus den Borlöchern in ihre Tanks und rollten damit wirklich weiter. Als sich eine ebenfalls versprengte Kavallerieeinheit derselben Division einem Dorfplatz näherte, kam ihnen die Gemeinde mit Brot und Salz entgegen. Sie waren für Russen gehalten worden. Es ging zu Ostern mit Russen und Deutschen tatsächlich wie Kraut und Rüben durcheinander, bis endlich die Murbrücke erreicht war.

Nagy Kanisza durchfuhren wir auch diesmal. Die Suche nach dem Bahnhof ließen wir ausfallen. Eine ganz andere und moderne Stadt begrüßte uns. Wir also gleich zum Plattensee weiter, verschieben alle weitere Spurensuche auf übermorgen und mieten uns im alten Hauptquartier ein, dem Strandhotel von Kesthely. Nur drei Zimmer sind besetzt. Es fehlt der alte ungarische Landadel, der sich vor 1914 um das Schloß über der Stadt angesiedelt hatte. Es fehlen die wohlhabenden älteren Österreicher und auch die besser zahlenden Deutschen, die sich weit billiger privat einmieten können.

Der nächste Tag war einem Zahnarztbesuch in Sopron gewidmet, der Stadt mit über 1500 Zahnarztpraxen. Ich werde mir mit zwei Implantaten die kürzlich entstandene Backenzahnlücke schließen lassen. Solange im Ausland die Behandlung weit unter der Hälfte kostet und auf diese Weise Tausende von Euros bei gleicher Qualität gespart werden können, kann man den deutschen Zahnärzten nur empfehlen, mit der Waffe in der Hand das Gesundheitsministerium zu stürmen, wenn sie nicht zum Sozialhilfeempfänger werden wollen und diese Rente wird dann auch noch gekürzt. Die Gesetzgeber haben es nicht nötig, nach Sopron zu fahren.

In Wien hat sich das längst herumgesprochen. Ein Blick ins Internet genügt: Zielsuche unter Sopron, Implantate oder Zahnersatz. Der von uns ausgewählte Spezialist mit doppeltem Doktordiplom, Emiraterfahrung und allem anderen, was der in diesem Punkt mit klinischem Blick begabten Antje Eindruck machen kann, wird sogar sie zu Sopron bekehren, falls ihre Barmer Mätzchen macht. Ein Land, das nur noch in jahrelangem politischem Geschwafel erstickt, bringt sich selbst um und verdient es nicht besser.

Nachdem wir uns gestern abend noch im Schloß von vier echten, aber arg verstaubten Schneeballblütenvasen aus Meißen haben begeistern lassen, geht heute die Spurensuche weiter. Wir waren seit Anfang Januar ' 45 südlich vom Plattensee eingesetzt gewesen. In Hollad lag ich eine Woche lang mit Durchfall, Läusen und einer Waschschüssel voll hartgefrorenem Wasser in einem fensterglaslosem Zimmer. Das hatten englische Jagdbomber angerichtet. Heute besteht Hollad aus lauter neuen Häusern und die Autokennzeichen davor verraten, wer die Besitzer sind: Deutsche und Holländer. (Wegen Hollad vielleicht?)

Im benachbarten Kethely (nicht mit Kesthely zu verwechseln!) hatte ich das einzige Mal im Krieg Gelegenheit gehabt, auf Skiern mit unserem Batteriechef eine Beobachtungsstelle mit weitem Blick über das Grabensystem der Russen Richtung Boronka zu finden. Damals war zwischen Plattensee und Drau ein riesiges Umfassungsmanöver geplant gewesen, das die 57. und 26. russische Armee ausschalten sollte und als Entlastung für Budapest und Wien gedacht war. Von Kethely aus fuhr ich einmal auch in der Nacht mit dem Pferdeschlitten durch den tief verschneiten Wald zu unserer Feuerstellung zurück und holte uns ein Faß Wein nach vorn. Ein Märchen, wie im tiefsten Frieden.

Ich hatte bis dahin noch kein einziges Mal im Krieg einen richtigen deutschen Panzer zu sehen gekriegt. Kein Wunder in einer Gegend, wo sogar die Kanonen in Stücke zerlegt

werden müssen, um ans Ziel zu kommen. Kurz vor Ostern kam uns im Wald bei Meztegnyö ein riesiger deutscher Tigerpanzer von hinten entgegen. Er fuhr auf die Russen zu und sollte ein bißchen in der Gegend herumballern und mit seinem Motorenlärm unseren Rückzug tarnen.

Der Kampf, den Kessel von Nagybayom Richtung Kaposvár zu schließen, hat Unsummen an Menschen und Material gekostet. Der Erfolg verpuffte, weil die Russen durch Ausfall ungarischer Divisionen nördlich vom Plattensee auf Nagy Kanisza zustießen und nun uns selber die Einkesselung drohte.

Von wegen, keine eigenen Panzer gehabt! Was wir aus unseren Stellungen immer nur als Geschützdonner hörten, war zwischen dem 6. und 16.3. ein heldenmütiger Kampf einer motorisierten Panzerdivision gegen die Russen. Die Aufzählung feindlicher Verluste fand ich erst jetzt: 149 Panzer in jenen zehn Tagen vernichtet, 2 unbeweglich geschossen, 13 erbeutet. Ebenso ein halbes Tausend Panzerabwehrkanonen und ebensoviel Maschinengewehre in unsere Hände gefallen, über 3000 tote Russen gezählt, ja, sogar 30 feindliche Flieger abgeschossen. Man glaubt an soviel Angriffsgeist kurz vor Kriegsende nicht.

Die Überlebenden der 16. SS-Panzergrenadierdivision durften stolz auf diesen Erfolg sein. Um den Feind über den wahren Namen dieser Elitedivision zu täuschen - damit er sich also auf keinen massiven Angriff einstellen würde -, wurde auf Zeit ihr wirklicher Divisionsname RFSS verschleiert.

Zweimal wurden wir bei unseren Bewegungen hinter der Front in einem anderen Straßendorf einquartiert, das Falsö Zsitfa hieß. Es steht auf kaum einer Karte. Querfeldein, aber auf guten Straßen nun dorthin. Wir fanden das halb verfallene niedrige Haus Nr. 21, dem untenrum der gelbliche Verputz in großen Flaken vom Mauerwerk abgefallen war. Es sah wenigstens im Gegensatz zu allen anderen noch so wie damals aus. Im Garten neben dem Haus saß ein schwerhöriger Greis unter einem Zwetschenbaum. Er verstand unser Deutsch nicht, wahrscheinlich auch Ungarisch nicht mehr.

Eine alte Frau aus dem Nachbargarten mischte sich ein, als ich ihr eine fotokopierte Abschrift aus meinem Tagebuch unter die Nase hielt, die auch das Tagesdatum von damals, den Namen Mariska und die Nausnummer 21 enthielt. Der Text stammte von einer Mariska, die wie eine Schwester in diesem Haus zu mir gewesen war, mir beim Nußstrudelbacken vier Zeilen auf Ungarisch ins Tagebuch geschrieben hatte und mich ein paar Brocken Ungarisch lehrte. Auf Deutsch: Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei. Nach jedem Dezember folgt wieder ein Mai.

Im Mai war tatsächlich der Krieg zu Ende und alles vorüber. Endlich fanden wir in den Nachbarhäusern ein Schulmädchen, das etwas Deutsch konnte. Sie übersetzte meine Frage nach Mariska. Die dabeistehende Briefträgerin wird die Neuigkeit dann von Haus zu Haus getragen haben. Die alte Frau gab weiter, was sie aus dem Tauben herausgezogen hatte. Zuerst seien nach uns die Russen gekommen, dann zog Marischka weg. Sie sagte auch, wohin. Es tat nichts mehr zur Sache. Es war mir nur darum gegangen, irgendwo endlich einmal vor einer Haustür zu stehen, durch die ich kurz vor Ostern ' 45 wirklich ein und aus gegangen war. Ein echter Brückenschlag also in die Vergangenheit, der diesmal gelang.

Glück gehabt!

Keine Zeit mehr, im sumpfigen Wald von Mesztegnyö noch einmal nach unseren Stellungen zu suchen. Nach 60 Jahren stehen ganz andere Bäume dort. Die alten waren so mit Granatsplittern gespickt, daß keine Kreissäge daraus noch ein Brett geschnitten hätte.

Ich hockte damals mit meinem Funkgerät in einem Schützenloch neben einem hohen Baum. Es war stockdunkel, nur Bäume brannten lichterloh. Aus riesigen Lautsprechern drang von russischer Seite deutsche Marschmusik herüber, dann die Aufforderung überzulaufen, denn morgen würden hunderttausend Granaten auf uns abgefeuert. Wir glaubten ihnen die Materialüberlegenheit ohne weiteres, Granaten Made in USA. Dann weiter: Die russischen Frauen warteten nur darauf, uns in die Arme zu schließen, hieß es. Wir wußten es von russischen Überläufern: Sie würden jeden von uns erwürgen.

Unweit von mir lag ein SS-Mann hinter seinem Maschinengewehr. Da robbte ein junger Vorgesetzter zu ihm hin, wohl erst kurz an der Front, und verlangte, irritiert von dem Lärm:

»Mach den Lautsprecher fertig!« Der Schütze aber zog seine Pistole und drohte, zuerst den Sprecher fertig zu machen. Was der Neuling nicht wissen konnte: Der Gegner wartete nur auf ein solches Sichzuerkennengeben des versteckten MGs, dann pflügte er mit seiner Artillerie das ganze Waldstück um.

Zum Abschluß der Vorstellung kam diesmal nur der übliche Vielfachsegen aus der Stalinorgel, Raketen zu Dutzenden auf einmal. Über mir krachte es im Baumwipfel. Bevor ich noch unter fallenden Ästen begraben wurde, sah ich es: Vor meinen Augen steckte ein länglicher Granatsplitter im Funkgerät. Er hätte mich auch von oben bis unten durchbohren können. Mit Funken war nun nichts mehr. Ich schleppte mich mit dem kaputten Gerät als Beweisstück nach hinten und wurde beglückwünscht.

Da ratterte über uns eine "Nähmaschine" dahin, ein russischer Langsamflieger, der nur Nachts in der Luft war und Handgranaten abwarf, wenn er etwas entdeckte. Er entdeckte uns neben der Hecke nicht. Dann rollte der Tigerpanzer an uns vorbei. Der war gegen Handgranaten aufs Dach gefeit.

Ein riesiger Gutshof, der damals ganz in der Nähe gelegen hatte, war diesmal nicht zu finden. Wir hatten am Ostersamstag dem Besitzer für 400 damalige Pengö (240 RM) ein Schwein von 70 Kilo abgekauft, es an einen Baumast vor dem Hoftor gehängt, aufgeschlitzt und aufgeteilt.

Im Augenblick, als die warmen Eingeweide auf den dreckigen Erdboden fielen, waren wir plötzlich von Zigeunern jeden Alters umringt. Sie stürzten sich auf diesen Abfall und stopften sich die Därme, so wie sie samt Inhalt waren, in den Mund und verschlangen sie in ihrem Heißhunger. Uns waren schon vorher in lehmigen Erdwällen Löcher aufgefallen, hinter denen Menschen zu leben schienen. Wir zweifelten damals, ob es wirklich Menschen waren. Ungarische Zigeunergeiger waren es jedenfalls nicht.

In unseren Quartieren hatten wir dann die Fleischstücke in großen Eisenpfannen über dem Feuer von allen Seiten angebraten und in Brühe fertig gekocht. Um Mitternacht kam der Rückzugsbefehl. Keiner wußte wohin mit seiner Fleischportion. Jeder steckte sich seinen Teil unter die Feldbluse. In jener Nacht und am folgenden Ostersonntag gab es keinen Kleiderappell.

Der Ostersonntag brach niederschmetternd an. Ein fluchtartiger Rückzug begann. Die einzige Straße war durch getroffene Pferde, die vor flüchtenden Bauernfahrzeugen standen und eigenen Truppen aus allen Richtungen verstopft. Die russischen Panzer schossen aus irgend einem Waldrand auf Sicht. Panzergeschosse knallen fürchterlich. Wer zu Fuß gehen konnte wie wir, war gerettet. Merkwürdig genug: Ich überraschte mich auf dieser Erinnerungsreise immer wieder dabei, wie ich jeden Waldrand mißtrauisch musterte. Da kam es an den Tag, wie tief so etwas sitzt, auch wenn es nicht alle Tage durchbricht.

Im Franzmann weiter

Am damals heiß umkämpften Nagy Bayom fuhren wir beide außen vorbei. In Pécs, dem alten Fünfkirchen, gefiel uns das Zentrum mit seinen verschlissenen Bauten von Barock bis Jugendstil. Nur die alte Synagoge glänzte strahlend in Weiß und Gold. Die große katholische Rundkirche, die im Gegensatz zu ihrer Schwester in Istambul über 800 Jahre die Mutation von christlicher Kirche zu Moschee und wieder zurück überlebt hatte, überraschte uns im Inneren mit einem architektonischen Durcheinander aus beiden Religionen.

Im Fährhafen bei Mohacs wälzte sich einen Abend lang die Donau zu unseren Füßen vorbei. Hier waren im November ' 44 die Russen herübergekommen. Das 1.Bataillon unser 750er Jäger unter Oberst von Rudo fand fast gänzlich den Tod beim Versuch, sich zu Fuß auf dem Weg, den wir heute im Wagen gekommen waren, bis zum Plattensee durchzuschlagen. Antje spazierte im Abendlicht weit am Donauufer entlang und sammelte angeschwemmte Riesenmuscheln ein. Die Leute erschraken, denn sie glaubten, sie hätte das giftige Zeug gegessen. Wir staunten, wie groß Muscheln trotz allen Giftes werden können. Vielleicht deshalb.

Mohacs lag günstig zum Grenzübergang nach Slawonien bei Udvar. Keine Warteschlangen. Im ehemaligen Esseg begeisterte uns der Markt. Wir kauften zwei Kilo Honig fürs Weihnachtsgebäck. Den in Zivil die Parksünder aufschreibenden Polizisten hatten wir an

seinem elektronischen Notizbuchgerät erkannt. Was nach dem letzten Krieg überall zuerst wieder funktioniert, sind die Parkuhren und ihre Kontrolleure. Ich ließ ihm Antje als Pfand und ging erst Euro in Kunamark wechseln.

Neugierig war ich hinter Esseg auf die grenznahe Straße neben Donau und Bahndamm. Vorher noch fanden wir die Weingüter bei Erdut, uralt und hoch über dem Strom. Die Bürgerkriegsschäden sind ausgebessert, aber alles ist noch so mit sich selbst beschäftigt, das uns am leeren Pförtnerhaus niemand aufhielt und wir auf dem Betriebshof unter einem Schattenbaum parkten. Antje ging Kellereigebäude, Türkenturm und die Landschaft drum herum erkunden. Wir hätten gerne den Wein probiert, aber wie in der Mittagszeit und wir noch soviel vor uns.

Da Bahnlinie und Straße lange Zeit nebeneinander herlaufen, suchte ich anschließend den Ort meiner Heldentaten wiederzuerkennen. Es hätte ganz einfach sein müssen. Das geht aber nicht im Vorbeifahren und gleichzeitig auf die Straße achten. Ich hätte dem Bahndamm zu Fuß folgen müssen wie damals.

Damals hatte ich statt zu funken hinter den Bahngleisen oben am Damm ein Magazin nach dem anderen Richtung Russen leergeschossen, hörte es plötzlich heranorgeln, dann einen furchtbaren Knall kaum zwei Meter weit weg jenseits des Schienenstranges. Da war mein Blutdurst gestillt. Ein Treffer der eigenen Artillerie, die uns beispringen wollte, aber zu kurz geschossen hatte. Aus irgendeinem Grund lag ich ohne Artilleriebeobachter dort und beschimpfte im Schock die Gegenstelle. Vielleicht war mein Mann unterwegs zu mir liegen geblieben.

Mein stärkster persönlicher Eindruck am Bahndamm oben beim Eindrücken des russischen Brückenkopfes diesseits der Donau: Wie unsere Infanteristen mit Flammenwerfern und Hurra vorwärtsstürmten, fielen und weiterschossen. Von soviel Kampfgeist kann kein heutiger General auch nur noch träumen. Wenigstens keiner aus unserer sogenannten westlichen Wertegemeinschaft, deren Werte immer fragwürdiger werden.

Im vom letzten Bürgerkrieg fast völlig zerstörten Vukovar, wo der Kampf monatelang von Haus zu Haus tobte, suchten wir in der Ruinenstadt das in unserem Reiseführer noch völlig ausgebrannte Schloß Eltz und staunten. Es war als eines der ersten Gebäude der Stadt als Gymnasium wieder auferstanden. Gut 10 Stockwerke hohe Häuser mit schwarzen Fensterhöhlen und eingestürzten Mauerteilen sahen noch aus, als hätten die Kämpfe erst gestern geendet, und doch hing an einigen Fenstern dieser Ruinen Wäsche zum Trocknen draußen. Wer heute noch einen Film über die heiß umkämpften deutschen Städte bei Kriegsende drehen will, findet in Vukovar noch alles beim alten. Sprachlos standen wir vor dieser Verwüstung - bis wir in Mostar später völlig die Sprache verloren.

Am anderen Ende der Uferstrecke nahe Vukovar liegt Ilok mit einer mittelalterlichen Festungsruine, einem berühmten Weingut und über der Donau die Klosterkirche. Hier hatte alles den Bürgerkrieg heil überstanden. Wir nahmen ein paar Flaschen Traminer mit.

Dieses Ilok liegt im östlichsten Zipfel Slavoniens. Belgrad ist kaum 100 km weit weg. Als wir 1944 dorthin verfrachtet werden sollten, standen die Russen schon in Ilok und Sid, hatten aber keine größeren Angriffspläne. Es scheint, Stalin hatte Tito freie Hand gegeben, sein Land selbst zu befreien. So konnten sich die russischen Armeen auf Budapest und Wien konzentrieren.

Für uns stand ab Ilok Ilaca auf dem Plan. Dort waren wir, aus Bosnien kommend, aus den Güterwagen ausgeladen worden. Der Ort war nicht weit und lag in unserer Richtung. Diesmal gab es eine Straße dorthin. Damals überfiel uns auf dem tischebenen Feldweg in der Nacht das MG-Feuer einer Partisanengruppe. Kein Straßengraben zum Verbergen. Hinlegen sinnlos. Die Leuchtspurmunition ging zwischen den Beinen durch.

Unsere italienischen Tragtierführer, die seit September ' 43 als Hiwis bei uns freiwillig Dienst getan hatten, flohen. Ihnen war bei Gefangennahme der Tod so sicher wie uns. Mit ihnen liefen die Tragtiere weg. Andere waren tot oder verletzt umgefallen. Die Geschütze waren in jener Nacht zusammengebaut mitgeführt worden. Ohne Zugtiere und Munitionskisten, ja ohne Offiziere, die vorausmarschierten, gab es keinen Feuerbefehl. Wohin auch schießen? Auf ein einziges MG mitten in der Nacht zielen? Keiner wußte, wo es stand. Wir waren in einem kilometerlangen Gänsemarsch durchs Gelände gezogen. Die ganze Batterie war bilderbuchreif zersprengt worden von einem einzigen MG.

Ich frage mich heute, was die SS-Panzergrenadiere in diesem Fall getan hätten. Sie wären in Schützenlinie mit schweren und leichten MGs vorgerückt und hätten das Nest im Nu niedergekämpft gehabt. Unsere Einheit besaß keine MGs und die Ausbildung als Infanterist war gleich Null. Wenn bei den Kanonieren einmal Ruhe herrschte, wurde zur Hebung der Moral "Fußdienst" anbefohlen, also exerzieren wie in der Kaserne mit Rechts um! Links um! Und dann: Ein Lied!

So geschah, was kommen mußte. Die braven Kanoniere sprengten auch diesmal wieder ihre Kanonen. Als kilometerweit weg eine weiße Leuchtkugel aufstieg, wußten wir, dort sollte sich der verbliebene Mannschaftsrest einfinden.

Wie ein spätes Kriegswunder hatten wir eine Woche später neue Kanonen. Wir zwei Funker waren mit unseren Geräten auf einer Zweiradkarrette, die wir selber zogen, als Rückendeckung sozusagen hinterhergezottelt und verloren wenigstens nicht unsere Funkgeräte. Wir setzten immerhin die neueste Erfindung auf die Gewehrmündung, eine Art Handgranate, die beim Abdrücken des Karabiners ziemlich weit flog. Geholfen hat es nicht viel, aber der MG-Schütze machte sich aus dem Staub und wir wurden hinterher gelobt.

Keine Ahnung mehr, wo das genau war. Die ganze Landschaft glich diesmal bis zum Horizont einem einzigen Sonnenblumenmeer. Antjes größter Frust: Die Köpfe sahen immer in die falsche Richtung, selten in ihre Camera.

Außer diesen Millionen Sonnenblumenköpfen fiel uns seit Stunden noch etwas auf und die Wiedersehensfreude wird sich noch verstärken. In Ilaca hatte ich seinerzeit eine Skizze des syrmischen Bauernhofs von der Straße her in mein Tagebuch gezeichnet. Dort waren wir einquartiert gewesen. Die Leute sprachen Deutsch. Syrmien war von Donauschwaben besiedelt gewesen.

Ihr Hausbau folgte im ganzen Land einem unverwechselbaren Grundplan. Haus an Haus sah mit der spitzen Giebelseite längs der Straße Richtung Gänseweiher. Jedes Haus war vom nächsten nur durch eine breite Torfahrt zwischen mächtigen Steinpfeilern getrennt, die eine pyramidenförmige flache Bekrönung trugen. Dahinter führte der lange Hof zu Wirtschaftsgebäude und Stall. Am Hofrand befand sich der immer so romantisch aussehende Ziehbrunnen und auf hohen Stelzen das verwitterte Lattengestell, hinter dem die Maiskolben trockneten, Futter für die Schweine. Hoffentlich war das Brunnenloch weit genug vom Plumpsklo entfernt.

Die besondere Eigenart: Neben einem Fenster zur Straße erreichte man über Stufen die erhöhte und gegen Regen zurückgesetzte Haustür. Dahinter befand sich unter demselben langen Dach ein Wohnraum nach dem anderen aufgereiht. Jeder einzelne war nur mit einem Zugang von der Hofseite versehen, aber eben über einen brusthohen Zugang, der über dem Erdboden der ganzen Hauslänge unter dem gemeinsamen Dach wie eine Galerie folgte.

Leider gelang es uns kaum einmal, eins im originalen alten Zustand zu fotografieren, oder wir konnten gerade nicht anhalten oder das Tor war zu. Einmal entschuldigten sich die Nachbarn, als wir ein völlig zerfallenes Schwabenhaus fotografierten. Sie sagten bedauernd: »Ruskies«. Wir erkannten ihre Frage, ob uns das Haus einmal gehört habe. Sie hätten sich nicht denken können, warum sonst wir es fotografierten. Wie oft mag es wirklich vorkommen, daß die alten Besitzer ihre Höfe noch einmal grüßen wollen. Uns ging es in Ostpreußen und Pommern nicht anders.

Trotz aller Veränderungen war das Grundsystem dieses Hausbaus noch heute gut zu erkennen. Natürlich hat damals jeder Einwohner die Flucht vor den Russen ergriffen oder ist der Partisanenwut zum Opfer gefallen. Sie hat auch vor der eigenen Bevölkerung nicht halt gemacht. Titos später abtrünnig gewordener Mitstreiter Milowan Djilas hat es in seinem Buch veröffentlicht. Allein in den letzten Kriegsmonaten hat er hunderttausend umbringen lassen, Kroaten, Slawonen, Slowenen. Die geraubten Höfe verteilte er an seine Mitstreiter. In Slowenien machte es uns ganz diesen Eindruck. Ich werde später einmal Tito im Fernsehen zu sehen kriegen, wie er in seinem prunkvollen weißen Mercedes durch Agram fährt. Mir schien, er winke mir ganz persönlich zu. Er hatte es geschafft. Weder Vermarkter noch Politiker fühlten sich durch dessen blutverschmierten Hände verletzt.

In unserem Quartier dort bat uns damals ein Bauer, ihm nachts beim Leeren seiner Wurstkammer zu helfen. Wir trauten unseren Augen nicht. Landjägerähnliche Würste hingen in Reih und Glied von der Decke bis zum Boden. Er schichtete fast alles auf ein

Pferdefuhrwerk. Den Rest durften wir haben. Angenommen, er hatte sich seit unserem Balkanfeldzug 1941 als Vorsteher der volksdeutschen Gruppe hervorgetan, was nur zu natürlich gewesen wäre, hatte er wirklich Eile gehabt zu verschwinden.

Kaum ein Flüchtender wird es überlebt haben. Straßen und Eisenbahn waren ständig von Partisanenangriffen bedroht. Auf unserer Fahrt am Neujahrstag von Vinkovsci bis Varašdin sahen wir brennende Züge neben den Bahngleisen liegen. Die Bewachung der Strecke war Teilen der mit uns gegen die Russen kämpfenden Kosakenarmee übergeben worden. Wenn wir aus unseren Waggontüren sahen, hingen beinahe an jedem Telegrafenmast Partisanen mit der Drahtschlinge um den Hals. Handschrift der Kosaken und ganz nach vor dem Krieg noch geltendem Recht.

In Ilaca hatte ich am 5.12.1944 noch ein anderes Bild ins Tagebuch gezeichnet. Auf dem Bahndamm über dem Dorf stand damals ein mit Stacheldraht umringtes würfelförmiges Fort, fensterlos, aber mit Schießscharten und Zinnen versehen. Von dort sieht man zwei unserer mit Planen bespannten Feldwagen herunterkommen. Die Zugtiere stecken bis zum Bauch im Morast, die Wagen bis zur Radachse. Auf jedem Kutschbock fuchtelt ein Fahrer mit der Peitsche in der Luft herum. Es wird nicht viel geholfen haben. Ich hatte die Skizze von unserm Schwabenhaus aus gemacht. Der Platz müßte sich dank des richtigen Blickwinkels wiederfinden lassen.

Iwo! Wir fanden keine Straße mit Schwabenhäusern, nur kleine Neubauten ohne Stil. Wie immer hätten wir der Sprache wegen keinen Menschen fragen können. Wir suchten den Bahnhof und fanden ein Gebäude, das es damals noch nicht gab und das später so wie die Haltestelle aufgelassen wurde und leer stand. Ich überquerte die jetzt doppelgleisige Schnellstrecke, weil ich das alte Dorf auf der anderen Seite zu finden hoffte, da es diesseits nicht war. Ich blickte auf Felder. Nur das alte Steinfort, eine von Bäumen und Gebüsch überwucherte Ruine, war noch da. Es war der einzige Beweis, daß ich an der richtigen Stelle stand. Wie zum Trost dann auf der Weiterfahrt ein Schwabenhaus nach dem anderen.

Es wurde Zeit, ein Quartier zu suchen. Der Blick auf eine noch ferne große Kirche unter der Abendsonne ließ uns nach Dakova fahren. Eine Wallfahrtskirche, die noch Einschüsse aus dem Bürgerkrieg zeigte. Wir fanden kein Hotel, aber endlich bei einer Zimmervermieterin Platz, sogar für den Franzmann vor der Tür.

Abends kamen wir uns vor wie der Bergbauer, der zum ersten Mal in der Stadt übernachten will. Wir staunten. In der Nähe befand sich eine Fußgängermeile mit guten Geschäften und Restaurants, Eisdielen und Kaffees mit Lautsprechermusik auf jeder Seite, in der Straßenmitte aber in Doppelreihe Tisch an Tisch und Stuhl an Stuhl die ganze Straße lang. Die Stadt schien hier den Abend gemeinsam wie in der guten Stube zu genießen.

Um die zusammenhängende und gut besetzte Tischreihe unter Sonnenschirmen schob sich ein nicht endender Corso auf der breiten Straße im Reigen durchs Getriebe. Was sogar Antje dabei auffiel und der Eindruck wird sich in Serbien und Montenegro noch steigern: Nirgendwo in Westeuropa gibt es heute noch so gertenschlanke, gut angezogene junge Mädchen.

Wir hatten vor, draußen zu essen. Das ginge nicht. Wir waren verschnupft, fanden dann aber am Straßenrand in einer Art noblem Ratskeller ein Restaurant, das uns staunen ließ. Mit Kellner und Wirt parlierten wir englisch. Wir müssen ihm als Touristen in diesem abgelegenen Ort wie bunte Hunde vorgekommen sein. Zuletzt stellte er uns als Geschenk zwei Vierteleflaschen unterschiedlichen slawonischen Weines zum Mitnehmen auf den Tisch. Es ist wahr: Slawonien erholt sich am langsamsten von den Bürgerkriegsfolgen. Es lag Serbien am nächsten und kriegte das meiste ab. Vielleicht ist es deshalb noch so unverfälscht. Da es zu Kroatien gehört, wird es bald besser, vielleicht auch bloß anders werden.

Am nächsten Morgen sind es bis zur bosnischen Grenze bei Slavonski Samac knappe 40 km. Unterwegs keine Schwabenhäuser mehr, aber etwas, was wir eigentlich nur in Ungarn erwartet hätten: Straßendörfer mit weit auseinanderliegenden Häuserzeilen, gut 100 m voneinander getrennt. Dazwischen eine grüne Senke mit einem Gänseweiher hinter dem anderen und natürlich auch mit Vierbeinern und Geflügel.

Die Bosnier wollen nur die Grüne Karte und die Fahrzeugpapiere sehen. In den Paß kommt ein Stempel mit dem Einreisedatum von 11.7. zwischem den von Laos und Thailand. Antje denkt an die Schnüffler bei der US-Immigration. Ein Blick in den Kofferkasten. "Alles Campingausrüstung" - "OK". Auf Deutsch wird uns eine gute Reise gewünscht. Wir brauchen

es, denn von jetzt ab sind bis Sarajewo alle Straßenschilder nur noch in cyrillischer Schrift bedruckt, also fast unlesbar, wenn man nicht schon weiß, was es in Normalschrift heißen würde.

Die Fahrt zieht sich in die Länge. 240 km. Verfahren ist unmöglich. Was uns wundert: Bei keiner Tankstelle gibt es Straßenkarten zu kaufen. Kommen die Druckereien mit den Grenzveränderungen nicht nach? Oder hat es sich noch nicht bis dorthin herumgesprochen, daß in der freien Marktwirtschaft mehr als Treibstoff von Tankstellen verkauft werden darf. Immerhin brauchen wir heute nicht die 40 km zwischen den zwei von Partisanen damals gesprengten Brücken in Zepce und Zeneca zu marschieren wie im Dezember ' 44, als wir von Mostar per Bahn ins gerade hinter uns liegende Slawonien verschoben wurden.

Mein Tagesziel stand fest. Im Internet hatte ich eine Seite mit den Abbildungen großer Hotels aus der k.k. Zeit gefunden. Lauter gute Namen auch heute noch (wieder!): Austria, Hungaria, Bosnia, Terme. In einem würden wir schon Platz finden. Vor Sarajewo zweigten wir also Richtung Ilidza ab, fanden den großen Park mit uralten Bäumen und schönen Blumenanlagen, nur keine offenen Hotels. Die heruntergekommenen, von Granateinschlägen gezeichneten Gebäude waren nach dem Bürgerkrieg nur neu verglast worden. Sie warteten nicht auf Gäste, sondern auf Investoren. Das Terme war in Betrieb. Es stieß uns ab, eine echte Parteibonzenschuhschachtel wie vor der Wende im Osten.

Sogleich erkannte ich das Hotel Austria, in das ich 1943, von Innsbruck als angehender Krieger kommend, eingewiesen worden war. An meinem 18. Geburtstag hatte ich unter den Arkaden eine wichtige Operation vollzogen. Mit einer in einem Flaschenkorken steckenden Nähnadel (stumpfes Ende voraus!) brannte ich mir mit der über einer Kerzenflamme immer wieder neu glühend gemachten Nadelspitze 19 ziemlich große Warzen über den Fingerknöcheln weg. (Einfach immer wieder hineinstechen, bis es nicht mehr nach Hufschmiede roch, also das gesunde rosa Fleisch erreicht war!) Flori wußte ein schmerzfreies Mittel dafür, aber jetzt war sie nicht mehr da. Sie hing bei Vollmond einen Seidenfaden unter die Dachtraufe und behauptete, das helfe auch. Ich glaubte es ihr aber nicht. Nur zwei Warzen hatten sich in Sarajewo der Prozedur widersetzt und ließen sich wieder blicken, verrät mein Tagebuch. Es sagt aber nicht, wo und wann es denen ans Leben ging.

Wir kurvten also auf gepflegten Parkwegen um die vermodernden Hotels und umsorgten Blumenrabatten herum und sahen endlich nicht weit weg unter hohen Bäumen ein villenähnliches dreistöckiges Gebäude mit Autos davor, das Hotel Casa grande. Antje zog los und kam strahlend mit dem Zimmerschlüssel und einem Kofferboy zurück. Glück gehabt! Das letzte Zimmer. Ein in Deutschland mit Tankstellen wohlhabend gewordener Besitzer hatte es zusammen mit seinem hiesigen Bruder für eine Millionensumme in Euro erworben und nicht nur wieder bewohnbar gemacht, sondern bestens ausgerüstet. Seine hochgelobte Küche machte uns neugierig.

Netterweise nahm uns der gut deutsch sprechende Besitzer am Nachmittag in seinem Wagen mit ins "Türkenviertel". Unterwegs auf der gut 15 km langen Strecke quer durch die Stadt, für die wir eine halbe Stunde brauchten, sahen wir nichts als halb oder ganz zerstörte Hochhäuser. Dazwischen ein modernes neues Hotel. Auch SFOR-Autos sahen wir unter deutscher Flagge, die von der UN eingesetzten "Blauhelme". Unser Fahrer dazu: "Die brauchen wir längst nicht mehr, aber es gefällt ihnen hier so gut. Sie wollen nicht zurück." Was für eine Gechmacksverirrung! Wem kann es in dieser Umgebung gefallen. Sie wollen vielleicht nur nicht nach Afghanistan weitergeleitet werden.

Das heile Basarviertel mit seinen hundert um den Eisenbrunnen herumflatternden Tauben wirkte wie ein Trostpflaster nach dem Gesehenen. Die ausgestellte Ware war wenig typisch, außer für Basare überall im Orient. Keine Gewürze, keine Teppiche, aber viele Kupfergefäße und Lederteile. Antje kaufte einen pfiffigen Ledergürtel. Später entdeckte sie auf der Rückseite das "Made in Germany". Daneben gab es in einem Neubau aus Beton hochkarätige Schmuckläden zu bewundern. Wer kaufte das hier? Gähnende Leere. Diese Stadt wird noch lange keine Touristen anziehen. Was hätte sie auch im besten Fall zu bieten? Nicht einmal die Stelle konnte unser Führer uns zeigen, wo 1914 der österreichische Thronfolger ermordet worden war, und damit wäre auch wirklich keine Touristenwerbung zu machen.

Die beiden kleinen Moscheen erinnerten mich an meinen Besuch vor 60 Jahren. In diesem Viertel residierte damals der Truppenzahnarzt. Meine Zahnschmerzen kamen warscheinlich

davon, daß ich beim Warzenausbrennen zu stark die Backenzähne zusammengebissen hatte. Für knappe vier Euro brachte uns dann ein Taxi in einer Dreiviertelstunde wieder zum Hotel zurück. Wir konnten den Preis nicht glauben. Ich gab ihm fünf und er strahlte vor Glück.

Wo war nun die heiße Schwefelquelle, die zur Zeit der Monarchie eine solche Anziehung ausübte, daß hier ein Badhotel neben dem anderen entstehen konnte? Ich sah dieses eindrucksvolle Gebilde im Geiste all diese Jahre immer wieder einmal vor mir: ein großes steinernes Rundbecken, aus dem das heiße, stark schwefelig riechende Wasser heraufsprudelte. Über der Brüstung und drumherum hatte sich in Jahrzehnten eine meterdicke klitzerndgelbe Schwefelkruste wie eine riesige Haube aus Zitroneneis abgesetzt gehabt. Dieses Schauspiel bot sich uns damals alle Tage und wir versuchten, vom Schwefel etwas loszubrechen.

Wir fanden das leere und auseinanderfallende Becken zweihundert Meter vom Hotel entfernt. Der bestimmt zentnerschwere Schwefelbelag hatte wohl schon vor langer Zeit einen anderen Liebhaber gefunden. Keine Spur mehr davon vorhanden. Ungepflegt und unbeachtet rottet das brusthohe Bassin vor sich hin - bis ein Hotel vielleicht den Badebetrieb wieder aufnehmen wird. Ob das noch lohnt? Die Medizin hat in 100 Jahren bestimmt billigere Heilmethoden erfunden als eine Kur in Sarajewo für die Wohlhabenden aus der k.k.Gesellschaft, der irgendwo die Haut juckte.

Das heiße Wasser quoll uns diesmal ein paar Schritte weiter weg in einer 10 m großen Pfütze aus dem Schlammboden entgegen. Wir hingen die Füße hinein, eine Einheimische lag im Badeanzug bis zum Hals in der flachen Rinne und hoffte wohl auf Besserung ihrer Beschwerden oder auf einen raschen Herz- oder Hitzetod. Unweit der dampfenden Quelle steht eine Backsteinruine. Nicht nur sie, sondern alle Gebäuden waren mit Einschußstellen übersät. Warntafeln wegen noch herumliegender Minen sprachen eine klare Sprache.

Wie vom Wirt empfohlen, absolvierten wir vor dem Abendessen ein Ausflugsprogramm. Vom Hotel aus startet ein kilometerlanger, schnurgerader, schattiger und asphaltierter Weg. Kutschen stehen ständig bereit und brauchen nicht auf Gäste zu warten. Wir zählten wenigstens sechs, die mit einheimischen Besuchern den Weg befuhren. Wir konnten uns vorstellen, wie es hier bereits zur Zeit der k.k. Monarchie zuging. Diese Tradition schien niemals abgerissen zu sein.

Antje freundete sich gleich mit dem Pferd an. Es hatte Hustenanfälle und der Kutscher sagte, weil es am Ziel so kalt sei. Wir sahen ihn ungläubig an. Fernab vom Grauen Sarajewos und doch so nah, rollten wir auf dieser Baumallee zwischen grünen Wiesen einem bewaldeten Berghang entgegen.

In dieser Weidelandschaft hatten wir vom "Berittenen Funkdienst" den Umgang mit Pferden gelernt, ich hauptsächlich jene mit den Zaungattern, die die Grundstücke trennten. Als alles durch war, sollte ich sie jedesmal wieder schließen. Kein Problem damit, nur mit meinem Pferd. Stellte ich es nicht in die neue Richtung, bevor ich in den Sattel kletterte, rannte es einfach der Nase nach in eine ganz andere Richtung los. Auf diesem schnurgeraden Kutschenweg muß es damals am Heimweg passiert sein, daß es ungewollt in rasenden Galopp verfiel und an allen anderen vorbei als erstes vor der Stalltür ankam.

Am Kutschenziel eine andere Welt. Unter dichten Baumkronen schossen mächtige kühle Quellen unter dem Fuße des Berghanges hervor. Es gab Wanderwege mit kleinen Brücken, Liegewiesen, Tretboote, Restaurants oder nur Verkaufsstände mit Eis oder Fleischspießen am Grill neben dem Weg. Die letzten Sonnenstrahlen erreichten uns gerade noch.

Mir fiel ein, daß es weiter draußen dieser Fluß gewesen sein mußte, den wir eines Morgens auf unserem Übungsritt zu durchqueren gehabt hatten. Alle vor mir hatten die Furt gefunden, weil einer sie schon kannte. Wir beide wußten von keiner Furt und sahen uns nach wenigen Schritten beide nebeneinander das andere Ufer schwimmend erreichen.

Jetzt wurde es wirklich kühl. Wir kehrten zur Kutsche zurück. Wieder vor dem Hotel beglückte ich Antje mit zwei Händen voll Würfelzucker aus unserem Kofferraum. Das Pferd war dankbar. Ich kann mir denken, was es bei diesem ungewohnten Genuß dachte: Wessies!

So nahe kann also auch im glutheißen Sarajewo ein wunderschönes Stück Landschaft sein. Sollten einmal die alten Hotels zu neuem Glanz wieder auferstehen, wird man sich Ilidza als Reiseziel und Tagungsort merken dürfen.

Eine Pause zum Nachdenken

Warum waren eigentlich wir 1943 nach Ilidza in Bosnien einwaggoniert worden? War nicht nach dem Abfall Jugoslawiens von den Achsenmächten (Staatsstreich des Generals Simovic am 27.3.1941) und nach dem sofort einsetzenden glanzvollen kurzen Feldzug im April 1941 das Land besiegt gewesen und hätte Ruhe geben sollen?

Nicht so am Balkan. Zuviele gegensätzliche Interessen von innen und außen und über allem der von Belgrad ausgehende Traum vom Großserbenstaat. Im Kontrast dazu, auch konfessionell, die Kroaten, deren Führer Stefan Radic schon 1928 in offener Kabinettssitzung ermordet worden war. (Jeder kennt den Großsegler vom Bildschirm, aber kaum einer die letzten Worte seines Taufpaten: Nie wieder nach Belgrad!) Seine Landsleute nahmen sich das zu Herzen. Ante Pavelic gründete die bis in den zweiten Weltkrieg hineinreichende unabhängige nationalradikale Kroatische Ustaša-Bewegung.

Dazu hatte sich aus ganz anderer Richtung eine alles umreißende rote Bewegung gesellt, die mit dem Aufstand der k.k. Marinesoldaten Anfang Februar 1918 in der Bucht von Cattaro ihre eigene Oktoberrevolution begonnen hatte, 1919 bereits zu einer kommunistischen Partei anwuchs und über Jugendbewegungen, Kultur und Sport und bis zu Parlamentswahlen endlich zur nationalen Front gedieh.

Das mußte Repressalien des Königshauses in Belgrad auslösen. Es verstärkte aber nur den Druck der gegängelten kommunistischen Massen, den Pakt mit Hitler und Mussolini für ungültig zu erklären. Die Linke gegen die Rechte sozusagen! Nach dem Putsch setzten sich die Revoluzzer selbst ans Ruder und schafften das königliche Regime ab. Putzig genug, half nicht nur Moskau, sondern auch das Kriegsministerium in London dabei. Deshalb der Staatsstreich, dann der kurze verlorene Krieg gegen die Achsenmächte.

Da kommt einem der Irak in den Sinn. Zwei Monate später, am 13. Juli 1941, rief die Kommunistische Partei Jugoslawiens den allgemeinen Volksaufstand gegen die Besatzungstruppen aus, in Montenegro und Dalmatien also gegen die Italiener. Das Deutsche Reich war, statt sich auf Rußland konzentrieren zu können, ungewollt in diesen Balkanfeldzug hineingeraten, hatte schnell gesiegt, aber das Land nicht durchkämmt. Nicht anders im September ' 43, als nach dem Abfall Italiens deutsche Truppen von heute auf morgen ganz Italien besetzen mußten und auch das noch schafften.

Nicht daß Mord und Totschlag damals nur in Jugoslawien zur Tagesordnung gehört hätten. Im April 1925 hatte der gar nicht friedliche bulgarische Kommunistenführer Marcus Friedmann in der Kathedrale Sofias eine Höllenmaschine gezündet, die Zar Boris III. treffen sollte, aber 132 andere traf. Man stelle sich heute die Vergeltung nach so einem Anschlag auf eine heilige Stätte Jerusalems vor!

Als wir 1943 in Bosnien eintrafen, gab es seit zwei Jahren die auf unserer Seite stehende Ustaša. Sie stammte aus dem sich unabhängig erklärten Kroatien. Daneben die anders gekleideten Tschetniks, deren Anführer, Oberst Draza Mihajlovic, davon träumte, den Sohn des 1934 in Marseille von einem Macedonier ermordeten jugoslawischen Königs Alexander, Peter II., auf den Thron zu bringen. Er war vom geflüchteten Thronerben zum Kriegsminister ernannt worden. Klar, daß die bürgerlichen Parteien Deutschland gegenüber freundlich gestimmt waren, da es die rote Revolte weggefegt hatte. Es war nur eine Atempause.

Nach Beginn des Rußlandfeldzuges und mit Titos Auftauchen unter dem Sowjetstern richtete sich Mihajlovics Zorn gegen diesen. Kein Wunder, daß er nach Kriegsende unter Tito als Kriegsverbrecher endete. Unterdessen brachten sich Tschetniks und Ustaša gegenseitig um oder kämpften gemeinsam gegen Titos Freischärler.

Für uns waren weder Ustaša noch Tschetniks hilfreich. Unsere Batterie stand selten im Schußfeld des Gegners. Wenn aber bei unseren Geschützen auf wilder Flucht die einen oder anderen Jugos rudelweise vorbeiflüchteten, wußten wir warum. Vorne wurde gekämpft. Sie wären vom Gegner massakriert worden, wenn sie ihm in die Hände fielen. Die Massengräber des letzten Bürgerkrieges sind nur für historisch Unbedarfte eine Neuerscheinung. Es war immer so.

Zwischen Bosnien und der Adria lag damals das von Italien okkupierte Montenegro und die südslawische Küste, also Dalmatien. Auf ihrem Eroberungszug waren die Italiener erbärmlich

vor den griechischen Truppen zurückgewichen und hatten denen sogar einen Teil Albaniens überlassen, das ihnen seit April 1939 ganz gehört hatte. Aus der Traum vom neuen Imperium.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis es in Italien zum Schwenk auf die offenbar stärkere aliierte Seite kommen würde. Den Folgen sollten wir vorbeugen. Im Raum zwischen Bosnien und der Adria lagen 11 italienische Divisionen. Sie waren nach dem verlorenen Griechenlandfeldzug wohl dort hängengeblieben und genossen eine relative Ruhe, als in Süditalien schon die Alliierten standen. Es ging ihnen gut. Wir werden davon noch profitieren.

Sie machten aber auch krumme Dinger. Die erst im Entstehen begriffenen Brigaden Titos unter dem roten Stern brauchten Waffen. Der Tauschhandel blühte, wurde mir später von Italienern erzählt, ein Kalb gegen ein MG, ein Gewehr gegen eine Ziege oder ein Schaf.

Die damals noch wie Banditen im Raum von Banja Luka, Jajce und Livno, sowie an der Grenze zwischen Bosnien und Montenegro versteckten Titopartisanen sollten bald ihr blaues Wunder erleben, als unsere neu aufgestellte Division zur Feuertaufe auf sie losgelassen wurde. Zum Glück für uns waren wir Funker damals in Ilidza unabkömmlich. Wir sollten den Umgang mit den französischen Beutefunkgeräten lernen.

Das war nur der Anfang. Wir werden später sogar in italienische Beuteuniformen gesteckt. Nur wer zum Fronturlaub nach Hause fuhr, kriegte vor der Grenze wieder eine deutsche Uniform verpaßt. Tito, der selbst bei diesem Kampf am Arm verwundet wurde, spricht in seinen Memorien von ungeheueren Verlusten, bis der geschlagene Rest nach Serbien ausbrechen konnte. Das meiste davon dürfte Stimmungsmache für seine eigene Sache gewesen sein, nämlich der Wunsch nach Nachschub an Kriegsmaterial.

Es war für uns höchste Zeit gewesen, nicht länger stillzuhalten. Beim Durmitormassiv, Montenegros mit 2500 m höchstem Berg, landete damals eine Gruppe ausgewählter britischer Offiziere per Fallschirm mitten im Gefecht, um mit Tito die Zusammenarbeit, also Waffen- und Nahrungslieferungen zu koordinieren. Ein Offizier der Mission fiel, ein anderer wurde verwundet. Ohne die Hilfe der Briten hätte Tito den Partisanenkrieg nicht durchgestanden. Sie wären in den Wäldern verhungert.

Wie es das Schicksal wollte, begegnete mir eines Silvesters um 1980 auf St.Maarten eine Sportfliegerin aus Malta, der jetzt ein Hotel bei Philipsburg gehörte. Ich solle mal schon den Rumpunsch für alle ansetzen, hatte sie zu mir gesagt, da ich so aussähe, als könne ich das; sie kümmere sich um die Austern, die sie gerade auf den Amerikanischen Jungferninseln gekauft hatte.

Ihre Vorgeschichte kannte ich damals schon. Sie hatte zu den Fallschirmspringern beim Durmitor gehört und funkte von da ab nach Italien, an welchen bei Nacht befeuerten Stellen der englische Nachschub für die Partisanen abzuwerfen sei.

Bei einem späteren Silvester wird sie vom Austernkauf nicht mehr zurückkommen. Die importierten Muscheltiere im Korb werden sich gewundert haben, wie warm in der Karibik Seewasser ist. Da hatte ich ihr schon gesagt, wie gerne ich ihr damals den Hals umgedreht hätte und sie nickte dazu. Wieviele neue und ganz andere Seiten waren inzwischen im Buch über Jugwoslawien dazugekommen, als ob alles Vorausgegangene bis auf die Toten auf beiden Seiten nicht mehr wahr sei.

In den Schluchten des Balkan

Genau auf den Brennpunkt jener Kämpfe steuerten wir beide von Sarajewo aus zu, den Tälern von Lim und Drina mit dem Zentrum bei Priboj und Višegrad. Beim ersten Tanken in Pale staunten wir über den niedrigen Preis: 0,80 Euro. Die Straße schlängelte sich über baumlosen Schluchten in die Höhe. Damals hatte bei einem Nachtlager längs der Straße ein überreiztes Pferd dem Nachbarschimmel ein Beim abgeschlagen. Es wurde sofort geschlachtet und kam viel zu schnell in die Gulaschkanone.

Unsere Marschkolonne zog sich anschließend immer weiter in die Länge, da die meisten unter Durchfall zu leiden begannen. Wir hatten das nicht abgelagerte Pferdeiweiß wohl nicht vertragen. Kein angenehmes Gefühl, in dieser Gegend allein am Straßenrand zurückzubleiben. Nach dem soundsovielten "Austreten" und kaum noch hinterherkommen, muß ich wohl mit der Nase voraus umgekippt sein, wurde auf einen Feldwagen gelegt und ersparte mir viele Kilometer. Da es mit mir bei Tageslicht eher schlechter statt besser wurde,

brachte mich ein Lastwagen zum Behandlungsrevier in Višegrad. Dort blieb ich vom 11. - 17. Juli unter dem Auge eines verständnisvollen Truppenarztes.

Diesmal kamen wir am 12. Juli in Višegrad an, kerngesund und doch mit einem Todesschrecken im Genick. An diesem Tag hatten wir Sarajewo verlassen. Ein halber Tag für eine Strecke, die uns damals zwei Wochen gekostet hat. Auf meinem damaligen Fußmarsch ohne Grenzen hatten wir kein Serbien zu betreten gehabt. Im Hotel war uns am Morgen abgeraten worden, es zu tun. Wir würden nicht durchgelassen. Irrtum! Sie vielleicht nicht, wir mit dem deutschen Paß schon.

Nach 66 km hatten wir uns bei Rogatica zu entscheiden: über eine abweisende Paßstraße unserem alten Weg folgend, oder einen längeren aber einfachen Umweg zur Drina hinunter und an ihr entlang? Das Schimmelfleisch fiel mir wieder ein, der in unseren damaligen Augen ungeheuere Paß.

Was wir auf unserer "modernen" Karte vom ADAC nicht sehen konnten, die aber eine Laufzeit bis 2004 haben soll: Das Drinatal zu unserer Rechten ist seit vielen Jahren zu einem riesigen Wasserspeicher aufgestaut. Die neue Straße führt hoch über dem See durch zahllose in den hellen Felsen geschlagene nachtschwarze Tunnel Richtung Višegrad. Der Längste war 1600 m lang, glaube ich.

Sicher ist nur, jeder Tunnel wandt sich wie ein Wurm durch den Fels. Es gab keine seitliche Begrenzung durch Farbe oder Reflektoren, kaum eine stellenweise unter dem Dreck noch sichtbare jahrealte Mittellinie. Was rechts oder links war, blieb echt im Dunkeln. Keine Andeutung, wo die Tunnelwand war. Nach der gleißenden Helle davor ein richtiger Black-out.

Wir hätten nirgends umkehren können, es gab auch nur selten ein Auto, hinter das wir uns hätten dranhängen können, umso mehr von vorne. Der große Scheinwerfer half uns nicht weiter. Eine rußgeschwärzte Wand ohne Reflexe bleibt im jedem Fall schwarz.

Beim Herausfahren sahen wir dann, daß jeder Tunnel vor dem Bürgerkrieg mit einer langen Kette von Beleuchtungskörpern an der Decke versehen gewesen war. Es war bloß noch keiner wieder an die Stromleitung angeschlossen. Es schien auch keiner in diesem verlassenen Winkel Bosniens Geld für einen Eimer weißer Farbe zu haben. Vielleicht schickt ihnen jetzt der ADAC einen nach meinem Hinweis. Immer noch billiger, als von dort den Abschleppdienst für Mitglieder zu organisieren. Niemals vorher waren wir einem Unfall so nahe. Ein Nachtmahr im wahrsten Sinne.

Endlich sehen wir in der Ferne im grünen Tal die lange steinalte Mehmed-paša-Brücke über die Drina und dürfen aufatmen. Dahinter Višegrad. Vor Begeisterung fahren wir sehr langsam, obwohl wir jetzt endlich auf der geraden Strecke hätten Gas geben können. Ein am Straßenrand unter Bäumen geparktes Auto fiel uns nicht weiter auf. Bis wir braven Langsamfahrer dahinter den Mann mit der schußbereit angelegten Radarpistole übers Wagendach zielen sahen. Soweit hatte also die Entwicklungshilfe im zerstörten Bosnien schon wieder gereicht. Mir kam das vor, wie ein vergoldeteter Spülknopf neben dem mancherorts immer noch vorhandenen Loch im Boden mit erhöhter Abstellmöglichkeit für die Schuhe. Immer noch besser, beruhigte ich mich, als es zielt wieder einmal einer mit der Armeepistole auf uns.

Wir hielten neben dem Hinterhalt an. Mit deren englischem Sprachschatz, der kaum 10 Wörter überstieg, wurde unsere besorgte Frage beantwortet. Es ginge hier weiter nach Priboj zur serbischen Grenze. Wenn wir zurückgewiesen würden, kämen wir hier wieder vorbei. Mir fehlten leider die Vokabeln für eine verständliche Antwort. Tatsache scheint schon seit Sarajewo zu sein: Wer zu erkennen gibt, nach Serbien reisen zu wollen, ist bereits wie ein Aussätziger gebranntmarkt. Zuviel Schuld haben sich die Serben bei ihren Nachbarn aufgeladen.

Wir überqueren, bis das richtige Foto im Kasten ist, dreimal im Wagen die massive Steinbrücke mit ihren vielen Bögen und wundern uns, daß das überhaupt noch erlaubt ist mit diesem Altertum. Leider kein Platz zum Parken im Ort. Es gibt ohnehin kaum noch ein 60 Jahre altes Haus. Ich hatte damals, kaum war mein Durchfall vorbei, in einem kleinen Laden Angelzubehör gekauft, als ob ich für immer am Ufer der Drina bleiben möchte. Vor Priboj endlich die Grenze. Kurze Warteschlange, aber wie in der alten DDR immer im Abstand vor der Kontrolle auf ein Zeichen warten. Die Pässe werden uns abgenommen, die Grüne Karte

und die Autopapiere. Wie mag die nahezu globale Stempelserie in Antjes Paß auf diese Leute wirken? Nach ein paar Minuten ist alles vorüber und der nächste darf nachrücken.
Mit einem lächelnden Gute Reise! auf deutsch rollen wir los und atmen auf.

Unser eigentliches Problem war gewesen: Es hätte auch einen direkten Bergpaß von Bosnien nach Montenegro gegeben, den Metaljka-Paß. Mich aber interessierten nur meine eigenen Bergpässe. Da lag also jetzt ein Zipfel Serbien dazwischen. Was würde sich nun an der Grenze zu Montenegro tun? Nichts natürlich, meinte Antje. Beide Länder bildeten eine Föderation. Es war noch nicht in mein Bewußtsein gedrungen. Sogar mein Friseur wird über mein Unwissen staunen. Ob ich niemals im Fernsehen Fußball sähe? Föderation hin oder her, es interessierte mich nicht.

Es gab für uns ab Grenze nur einen Weiterweg: Nach Prijepolje. Damals lag statt einer breiten Talstraße für uns ein riesiger Paß auf dem Umweg über Nova Varoš dazwischen und ein endloser und fast aussichtsloser Kampf, beim Marschieren nicht einschlafend umzufallen. Ich weiß es noch, wie ich träumte, voraus sei eine Stufe quer über die Straße. Ich hob den Fuß, stolperte und wachte auf. Oder ich marschierte genau auf einen Telefonmast mitten auf der Straße zu, wich seitlich aus, schwankte und landete am Hals eines der beiden Pferde, die ich zu führen hatte. 10 Stunden Schlaf insgesamt in vier Tagen, hatte ich laut Tagebuch gehabt. Wir hätten bei Nova Varoš die Partisanen zurückdrängen sollen. Ein hoffnungsloses Unterfangen. Sie verschwanden in die Wälder und kehrten zurück.

Damals vertrieben wir uns in Prijepolje die Zeit mit zwei Wochen Funkkurs. Es sah aus, als warteten wir auf ein bald eintretendes Ereignis. Diesmal überquerten wir dort die Lim und fuhren Richtung Pljevlja weiter. Auf halbem Weg dorthin ein in Containern campierender Grenzposten, Serben und Montenegriner einen halben Kilometer voneinander getrennt. Eine Überraschung in dieser gebirgigen Einöde. Die üblichen Kontrollen, aber kein neuer Stempel. Jetzt waren wir wirklich in Montenegro.

Das hinter Bergen versteckte Pljevlja machte damals durch seine Minarette und quadratischen Moslemhäuser mit dem flachen Pyramidendach einen sehr orientalischen Eindruck auf uns. Daran hat sich am Stadtrand bis heute nicht viel geändert. Ich erkannte sehr ähnliche Häuser wieder, wie ich eins damals ins Tagebuch gezeichnet hatte. Verdutzt sahen wir bei einem Eisverkäufer auf das Preisschild: Ein Magnum 0,70 Euro. Gab es das?

Wir reichten für zwei Eis zwei Euro hin, kriegten 60 Cent zurück und wurden aufgeklärt. Montenegros einzige Währung sei der Euro. Vorher hätten sie die DM gehabt. Der Wechsel zum Euro sei die logische Folge. Einleuchtend, nicht wahr? Wie konnten wir gegen ein solches, mit allen Wassern gewaschenes Volk erfolgreich Krieg führen. Dabei leben sie mit Serbien in einer Föderation. Das ist, als hätte jeder Schweizer Kanton seine eigene Währung.

In dieser Stadt hatten wir damals den 9. September erlebt. Um Mitternacht hoben wir die italienischen Kasernen aus, besetzten Kraftfahrzeugparks und Lebensmittellager. Wir organisierten Zentnersäcke voll Zucker und Reis für unsere Küche und gebirgstüchtige schmale italienische Lastwagen für unseren Troß und häuften sie voll Spaghettibündel. Dazu eine ganze Herde großer und seit Jahren ans harte montenegrinische Gebirgsleben gewöhnter Maultiere samt ihrer Tragsättel. Es fiel für alle was ab.

Die Italiener wehrten sich nicht. Der Krieg schien für sie vorbei. Von Aliierten abgeworfene italienische Flugblätter wollten es anders. Ich habe noch einen: "Italienische Truppen! Die Italiener im Vaterland kämpfen gegen die Deutschen. Widersteht auch ihr den Deutschen! Ihr seid nicht allein. Ihr seid nicht von den Vereinten Nationen vergessen." Wer führte da eigentlich Krieg gegen wen, als endlich Waffenruhe herrschen sollte? Die Vereinten Nationen gegen uns?

Unser Tag war noch lang. Voraus lag eine Folge von almähnlichen Höhenrücken, abgrundtiefen Tälern und endlosen Kurvenstraßen.

Erster Höhepunkt, die zwischen 1938 und 1940 über Europas tiefste Schlucht errichtete Tarabrücke, 365 m lang und 150 m über dem Talgrund. 1942 sprengte ein Partisan mit nicht explodierten Bomben den kleinsten Bogen und machte damit die ganze Brücke für die Italiener unbrauchbar. Später wurde der Täter von den Italienern auf der Brücke exekutiert.

Als wir 1943 endlich vor uns tief im Tal das Kunstwerk zum ersten Mal erblickten, war die Brücke noch immer unpassierbar. Das brachte uns zu allem anderen noch weitere 150 m Abstieg und wieder Aufstieg ein und war überhaupt nur dank einer Pontonbrücke unserer

Pioniere möglich. Anschließend begann erst ein den ganzen Tag dauernder Aufstieg über den Schluchtrand zum nächsten Höhenzug und das alles in größter Septemberhitze zu Fuß, mit Feldwagen und Geschützen.

Diesmal alles ganz anders. Als leidenschaftlich Serpentinenstraßen fahrender Autolenker - ich habe meinen ersten Führerschein in den Dolomiten gemacht! - konnte ich mich seit Jahren endlich wieder einmal richtig austoben. Am jenseitigen Brückenende sammelten sich gerade jene zur Rückfahrt, die den Cañon am Vormittag mit dem Schlauchboot durchfahren hatten. Es warem keine westlichen Touristen darunter, aber im Internet wird dafür geworben. Die Weiterfahrt aus der Schlucht dehnte sich sogar mit vier Rädern in endlose Länge.

Das schönste Tagesstück: Die folgende Überquerung des naturgeschützten Hochalmgebietes zu Füßen des Durmitors mit seinen Blumenwiesen, den Imkern bei ihren Bienenkörben und sonst kaum ein Mensch zu sehen und nur selten ein Auto. Wir wären gerne geblieben, hätte es eine Übernachtungsmöglichkeit gegeben. Soweit sind sie noch nicht. Der einzige Touristenort, den wir rasch durchfuhren, war so abstoßend wie ein hochgelegener Wintersportort in den Alpen ohne Schnee und ohne Wald, vom Bau her ganz eindeutig ein alter heruntergewirtschafteter Erholungsort für Parteibonzen.

Vor uns tat sich endlich die nächste tiefe Schlucht auf. Auf ungezählten Kurven erreichten wir Savnik. In meinem Tagebuch hat es skizzenhaft mit einer gesprengten Stahlbrücke überlebt. Eigentlich ein winziger Ort, an den Fuß des Berghanges geklebt und wie, um nur zu markieren, daß es von hier aus wieder aufwärts ginge.

Da hatte Antje in unserem Führer ein nur wenige Kilometer enferntes "Weißes Kloster" entdeckt. Warum nicht. Ich glaubte, auf einem Straßenschild auf cyrillisch lesen zu können, daß das Bjiela Mónastir heißen müsse. Wir schlugen die schmale Waldstraße ein, kaum ein anderes Auto wäre an uns vorbeigekommen. Nach 15 km Steigung auf einer Art Forstweg wieder in einem almartigen Bereich, wußten wir, wir hatten uns verfahren, waren auf derselben Durmitor-Hochebene wie schon vor einer Stunde, nur woanders. Das Wendemanöver brachte Antje ins Schwitzen.

Runterwärts kam uns tatsächlich ein Auto mit vier Männern entgegen, die uns anmeckerten. Wir sollten die Scheinwerfer abschalten. Wir wollten damit nur Bären, Wild oder Wölfe vertreiben. Als wir von Fenster zu Fenster mit den Fingern fragten, ob da oben vielleicht doch noch das Bjiela Monastir sei, sahen sie uns nur mit großen Augen an.

Keine Experimente mehr. Ein weiterer nicht enden wollender Paß lag voraus. Dann wurde die Straße besser, d.h. breiter. In der Ferne war schon der Dunst über der großen Stadt Nikšic zu erkennen. Im September 1943 war dort das Oberkommando über alle italienischen Divisionen einquartiert gewesen einschließlich großer Truppenteile, soweit sie sich nicht mit ihren Offizieren auf Titos Seite geschlagen hatten, wie die Division Taurense und Venezia. Es kann ihnen nicht gut bekommen sein, denn Tito erhob nicht nur Ansprüche auf Dalmatien, sondern auch auf Triest.

Die Hoffnung für die Kriegsmüden, nach dem Waffenstillstand nach Italien übersetzen zu dürfen, bestand immerhin. Aber wohin? Im Süden standen schon die Amerikaner, im Norden operierten die Mussolini noch treuen Armeen. Welcher Italiener meldet sich freiwillig zum Weiterkämpfen. In Nikšic durften sie auch nicht bleiben. Sämtliche deutschen Geschütze wurden damals auf die tiefer im Kessel liegende Stadt gerichtet. Unser Kommandeur fuhr mit weißer Flagge in den Ort, verhandelte nicht lange, sondern drohte mit einem Feuerüberall auf die mit Munition vollgestopfte Stadt.

Der Weg war danach für uns frei. Viele Italiener bewarben sich bei uns als Hiwis, da sie dabei glaubten, das bessere Los gezogen zu haben und waren als Tragtierführer willkommen. Bei den vielen Südtirolern in unseren Einheiten gab es keine Sprachprobleme. In der Nacht flog trotzdem einiges in die Luft und es brannte hier und dort. Am nächsten Morgen setzte unsere Einheit ihren Marsch Richtung Küste fort.

Diesmal fanden wir im Zentrum einen riesigen Hotelklotz aus der roten Bonzenzeit und bekamen eine ganze Suite, mit der wir nur nichts anfangen konnten. Immerhin stand unser Auto beim Nachtwächter im Hof. Unter den Zimmerfenstern begann die Paseomeile mit Hunderten von Flanierern beiderlei Geschlechts. Nur Bierkneipen mit gutem Nikšic-Bier (Molim, ein Nik!) gab es, aber ohne Touristen natürlich kein Restaurant außer in unserem freudlosen Hotel. Am Straßenrand wurden geröstete Maiskolben verkauft. Das war uns nach

diesem verdienstvollen Autofahrertag doch zu wenig, aber natürlich gerade richtig für die schlanke Linie der jungen Spaziergängerinnen.

Endlich eine Pizzeria. Wir bestellten zwei große, weil uns der Euro-Preis so niedrig schien und ahnten nicht, das jede von beiden daheim auf unserer Tortenplatte nicht Platz gehabt hätte. Nach dem dritten Nik ging auch keine Pizza mehr hinunter. Wir kratzten nur noch mit der Gabel das beste von oben weg.

Sonntag, der 13. Juli, unterscheidet sich kaum von seinem Vorgänger an Aufregung, Hitze und Wegstrecke. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, die alte Straße mit Antje noch einmal zu fahren, das heißt, zuerst einmal zu finden, die auch damals ab Nikšic vor mir lag. Karl May hätte sich dieses Abenteuer nicht besser aus den Fingern saugen können. Damals war das so:

Montenegro wie es war

Nach stundenlangem Marsch aus der Stadt hinaus Richtung Podgorica, unter riesiger Hitze und auf staubiger Straße, die Tragtiere gefechtsmäßig, also schwer beladen, konnte um die Mittagszeit keiner mehr. Am wenigsten die verdurstenden Tragtiere. Entlasten hieß es also und mit den Pferden links zu einem sehr tief liegenden Bach hinunter.

Der Pfad über den schrofigen Hang war so steil, daß er höchstens von Ziegen herrühren konnte. Unten ein Himmelreich, fließendes Wasser, eine grüne Wiese und Feigenbäume voll reifer Früchte. Ein rascher Durchfall war vorprogrammiert. Keine Erleichterung dagegen für die Tragtiere mit vollen Bäuchen.

Der Rückweg wurde zur Katastrophe. Die Tiere bewegten kaum einen Fuß. Eins weiter oben brach zusammen und stürzte an uns vorbei in die Tiefe. Ein anderes rührte sich einfach nicht mehr vom Fleck und mußte erschossen werden, damit der Rest wenigstens weiter konnte. Unserem Küchenbullen war das sehr willkommen, und wir nahmen uns vor, diesmal auf das Fleisch aus der Gulaschkanone zu verzichten. Es sollte mir leicht gemacht werden.

Langsam sammelten sich auf der Straße die noch gehfähigen Tiere. Zehn Pferde hatten auf dem kurzen Stück ihre Eisen verloren. Der Schmied war zu bedauern, sie in der Hitze am Straßenrand neu zu beschlagen. Ich fiel unserem Futtermeister mit meinem Tragtier auf. Der Spieß stand daneben. Beide vom Bauernhof. Ich zu beiden: Wenn ich meinen Gaul anstupfe, fällt er um und bleibt liegen. Sie sahen es, daß es so war und fühlten sich wohl auch schuldig an dem ganzen Desaster. Ein paar Eimer Wasser, von unten heraufgeholt, hätten auch den Durst der Tiere gestillt. Die vom Stolpern abgeriebenen und blutenden Fußknöchel der nur noch dahintorkelnden Pferde machte das eh nicht besser.

Darauf der Spieß: Sie sind ja ein Funker - wir waren unter diesen Pferdeknechten immer bestens gehaßt - daher intelligent. Unser Ziel ist Podgorica, knapp 40 km weit weg. Nehmen sie ihr Tier am Strick und folgen sie uns mit vielen Pausen. Ein nachkommender Lastwagen wird sie schon mitnehmen. Zu Befehl! Ich ließ also meine Einheit hinter der nächsten Kurve verschwinden und hinkte samt Pferd dann los.

Die Straße führte immer auf der rechten Talflanke und ohne große Höhenunterschiede entlang. Ein Ausweichen oder Verlaufen war nach keiner Seite hin möglich. In voller Sonne natürlich. Ich hatte nur meinen Karabiner bei mir und die Feldflasche am Gürtel. Hätte ich mir wenigstens noch ein Zaumzeug fürs Pferd geben lassen. Mit dem dünnen Strick um den Hals, der noch eine Katastrophe auslösen wird, machte das Tier mit mir, was es wollte. Ich hatte mich seiner Gangart zu fügen.

Selbstverständlich überholte uns an diesem Tag kein Lastwagen. Sonst hätten die mir eh den Vogel gezeigt. Wenn überhaupt, dann war jeder Lastwagen, der nach vorne fuhr, mit Nachschub hochbeladen. Die Stunden vergingen. Noch immer kein Dorf und kein Haus. Gegen Abend endlich ein schmaler Durchlaß im dichten Strauchwerk oberhalb der Straße. Das müsse doch einen Grund haben. Richtig, dahinter versteckt, entdeckte ich eine kleine grüne Wiese, kaum wie ein Wohnzimmer groß. Nichts wie mein Tier hindurchzwängen und ich hinterher. Kein Mensch würde uns hier suchen oder finden.

Schmatzend machte sich mein marodes Pferd über das Gras her, ich sah noch eine Weile vom Boden aus mit hungrigem Magen zum Vollmondhimmel hinauf und dann schliefen wir

beide bis zum Sonnenaufgang. Es war gar nicht kalt, obwohl ich nur Hemd und Drillich anhatte.

Am 14.9.1943 vermehrten sich die Blasen an den Zehen. Beim ersten Gehöft, an dem ich vorbeikomme, werde ich angehalten. Koliko? Sie wollen mir das Pferd abkaufen und fragen nach dem Preis. Im stillen denke ich mir: Führt mich hinters Haus, bringt mich um und dann kostet es gar nichts. Sie konnten es wohl nicht glauben, daß ich auf Dutzende von Kilometern der einzige deutsche Soldat war.

An ein solches Geschäft war keinesfalls zu denken. Im Huf war eine nur diesem Tier vorbehaltene Nummer eingraviert. Sollte der hier unbekannte Haflinger jemals auftauchen, würde mir keiner glauben, ich hätte das Pferd mit einem Gnadenschuß von seinem Leiden erlöst. Zugegeben, noch nie seit meiner Rekrutenzeit hatte ich mich so souverän, eigenständig und unabhängig gefühlt. Die Welt war in Ordnung und schön, ja könnte kaum schöner sein.

Die Frage nach dem Preis wiederholte sich noch ein paarmal bei anderen Bauernhütten. Endlich lief der Fahrweg neben dem Talbach entlang. Wir zielten auf eine grüne Wiese im Schatten zu und ich schlief stundenlang, bis es Abend wurde. Neben mir graste friedlich mein Pferd.

Dann waren es nur noch 5 km bis zum ersten größeren Ort, Danilovgrad. Dort lag ein Jägerregiment unserer Division. Ich trat mit dem Pferd am Strick auf einen Offizier der 8. Kompagnie zu, erklärte mein Woher und Wohin und bat um einen Abstauber. Seit die Itaker kapituliert hatten, schwappten alle deutschen Gulaschkanonen von Spaghetti und Tomatensoße über.

Natürlich kriegte ich alles, was ich wollte, auch Futter für mein Tier und durfte es im Stadtpark an eins der zwischen den Bäumen befestigten Seile zu den anderen hängen. Dann haute ich mich auf einen Berg Stroh.

Es sollte keine ruhige Nacht werden. Irgendwann nach Mitternacht eine riesige Explosion. Absichtlich oder unfreiwillig war ein in der Stadt noch befindliches italienisches Munitionslager in die Luft geflogen. Nicht nur die Munition, ganze Hausteile schienen durch die Luft zu wirbeln.

Gegen Morgen hatte ich nur eins im Kopf: Alle diese braven Pferde und jedes mit einem schönen Halfter am Kopf an der Leine angebunden! Ich überlegte nicht lange. Niemand bemerkte, wie ich vom Nachbarpferd den Halfter auf meinen Pferdekopf bugsierte, das andere einfach so stehen ließ und ohne Frühstück weiterzog. Von jetzt an gab ich wieder den Ton an, was unser Marschtempo betraf.

Die schmale Straße führte schnurgerade über den flachen Talboden, links der Fluß, rechter Hand abgeerntete Felder, selten ein Haus. Manchmal ragte aus dem Boden der Rand eines ummauerten Brunnenloches. Ich hatte längst die am Morgen noch nachgefüllte Wasserflasche leergetrunken und der Durst nahm mit steigender Sonne zu. Ob ich einmal in einem solche Brunnenloch nach Wasser suchen sollte? Wir fanden einen Durchlaß in der niedrigen Steinmauer und strebten darauf zu. Unten schimmerte tatsächlich Wasser, aber wie drankommen?

Mein Pferdestrick von gestern war zu kurz. Ich drehte ihn auseinander, verknüpfte ihn neu und er war dreimal so lang. Die Feldflasche daran festgemacht und hinuntergeworfen. Sie füllte sich sofort. Beim ersten Ziehen riß der jetzt viel zu dünne Faden. Da trieb sie nun dort unten kopfüber auf dem Wasser. Das war ernst.

Kein Problem für einen Bergsteiger. Leider sah niemand zu. Besser gesagt: Zum Glück für mich sah mich niemand, der mir hätte schaden können. Ich legte mein Gewehr auf den Brunnenrand, schwang mich selber darüber und in bewährter Stemmtechnik, wie beim Kaminklettern in den Bergen, also mit dem Rücken hinten, mit beiden Füßen gegenüber verklemmt, schob ich mich immer tiefer, hatte endlich die Flasche in der Hand, trank sie leer, füllte sie von neuem und dann, wie heruntergekommen so auch wieder hinauf. Mein Pferd, wohl glaubend, es sei mich endlich los, hatte sich inzwischen entfernt. Ich fand es im Schatten eines Olivenbaumes ausgestreckt wieder.

Von Danilovgrad bis Podgorica sind es 30 km. Weit genug zu Fuß unter praller Sonne. Wir suchten uns wieder einen schattigen Platz am Fluß, stopften Äpfel und Feigen in uns hinein und ich sah mit Bedauern meine so plötzlich errungene Freiheit in wenigen Stunden schwinden. Am Stadtrand von Podgorica fand ich bei einbrechender Dunkelheit den Rest

unserer Einheit. Die Batterie war in den Einsatz Richtung Kolašin abgezogen. Mein Spieß sah mich entgeistert an. "Wir hatten sie schon abgeschrieben." Damit es mir nicht weiter so gut ginge, wurde ich sogleich zur Nachtwache eingeteilt. Ich hätte ja wohl die ganze Zeit geschlafen.

Unser Franzmann auf Kriegsfuß

Unsere neue ADAC-Karte zeigte zwischen Nikšic und Podgorica eine weiße, gelbe und rote Straße. Unsere Shellkarte von 1982 war genauer, zeigte aber auch nicht mehr an. Dazu eine schwarze Eisenbahnlinie. Die rote Straße kam nicht in Frage. Viel zu neu. Die gelbe zog sich östlich des Flüßchen Zeta hin, die weiße westlich davon. Das müßte die richtige sein, denn daran war nicht zu rütteln. Aus unserer Marschrichtung gesehen, ging es nach links zu diesem verhängnisvollen Fluß Zeta hinunter.

Zeta, das war übrigens der uralte Name für Montenegro, das Land an der Zeta also. Aha! sagten wir uns. Bei allem sprichwörtlichen Nationalstolz: die DM hat Deutschland geliefert, den Namen Italien, oder besser wohl ein venezianischer Kartograph. Die nahmen es in einer Stadt, wo jede Via zur Calle wird, mit Nero und Negro nicht so genau. Tatsächlich gab es vor 1500 bereits eine venezianische Buchdruckerei in Cetinje.

Ohne auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß es die alte Straße noch gab, begann unsere Spurensuche schon am Stadtrand von Nikšic. Auf welcher Straße hinaus? Wir wählten die nach Ostrog, zweigten nach etwa 8 km auf unserer Karte rechts auf eine andere ab, von der wir annahmen, sie führe zum anvisierten Bogetici Gornji.

Bei einem Müllabladeplatz schien Schluß. Wir wunderten uns. Hörte die selten befahrene Straße, wie es schien, hier auf? Kein Wunder eigentlich nach unseren Erfahrungen mit Müll in Montenegro. In dieser trostlosen Landschaft glaubt keiner, ein Haufen Müll könne sie entstellen.

Nein, sie setzte sich nach einer steilen Kurve fort. Sie wandt sich dann an einem verkarsteten Bergzug entlang, aber immer noch auf der falschen Seite. Das würde sich schon ändern, hoffte ich. Es konnte ja auch nicht sein, daß wir schon 10 km außerhalb der Stadt zu erschöpft waren, noch weiterzumarschieren. Also Geduld. Andererseits war auf keiner der beiden Karten eine Stelle zu erkennen, wo Straße und Fluß im Schulterschluß nebeneinander herliefen wie damals bei der Pferdetränke.

Der Fahrweg, kaum drei Meter breit und voller tiefer Löcher und abgerutschter Ränder, aber mit mannsgroßen Wehrsteinen gegen die Talseite "bewehrt", wo sie noch standen, wandt sich von Kurve zu Kurve und immer nahezu eben. Links über uns Fels und Busch, steil rechts unter uns das gleiche Bild. Nie war klar, ob es hinter der nächsten Biegung noch weiter ging. Nur eins war klar. Niemand war hier seit Jahrzehnten im Auto gefahren. Es hätte kein Ausweichen oder Umdrehen gegeben. Die Straße war ganz auf italienische Gebirgslastwagen zugeschnitten. Auf alten Fotos mögen die Dolomitenpaßstraßen so ausgesehen haben. Es war faszinierend. Soll noch einmal einer schlecht über Renault reden! Ich mußte Antje drängen, neben dem abschüssigen Straßenrand wenigstens einmal auszusteigen und ein Foto der Straße zu schießen. Das Ergebnis wird später gar nichts über die Wirklichkeit aussagen. Ich glaube, ihr zitterte die Hand vor Angst.

Dann rief sie wie entgeistert: Da vorne steht ein Haus. Tatsächlich weideten braune Rinder im Gestrüpp. Als wir daran vorbeirollten, wußten wir es besser. Es war nur noch die Ruine eines vor Jahrzehnten schon ausgebrannten Hauses. Ein tiefsitzendes Mißtrauen gegen solche Ruinen und verborgene Heckenschützen hinderte mich daran auszusteigen und das alles aus der Nähe zu untersuchen. Uns war also beiden nicht geheuer.

Fünfzig Meter höher am Hang ragte eines der typischen Kapellendächer hinter Gestrüpp in den Himmel, eins mit dem torförmigen Glockentürmchen über dem Giebel. Wir wollten es nicht wissen, ob es noch gepflegt wurde. Wir hätten auch den Wagen nicht einfach so stehen lassen können. Heute frage ich mich, warum eigentlich nicht.

Der Alptraum war noch nicht zu Ende. Wir hatten keine Ahnung mehr, wo wir uns unseren Standort auf der Karte vorstellen sollten, immerhin eine Karte, die zwischen Klagenfurt und

Tessaloniki alle befahrbaren Straßen zeigte, also von unbrauchbarem Maßstab für diesen Extremfall. Die Shellkarte war zu alt. Die einzige brauchbare Karte besaß womöglich der montenegrinische Generalstab. Kein Touristenbüro geht mit seinem Machwerk über das hinaus, was Touristen sehen sollen. Wäre es irgendwo gar nicht mehr weiter gegangen, hätten wir Stunden gebraucht, bis wir im Schneckentempo wieder beim Müllhaufen wären.

Endlich ein entzückter Ausruf. "Da vorne kommt ein Schienengleis unter einem Tunnel hervor!" Wir waren auf die Eisenbahnlinie nach Podgorica gestoßen. Weil sie hier ein Stück unter freiem Himmel verlief, gab es vermutlich dieses Straßenstück noch, damit bei Reparaturen leichter ranzukommen wäre. Keine der eingezeichneten Straßen paßte in dieses Bild, denn unsere alte Straße überquerte den Tunnel. Beim Weiterfahren sahen wir von weit links oben eine breite Straße einen fernen Berghang herunterkommen. Auch sie nicht auf unserer Karte. Wir würden bald auf sie stoßen.

So war es. Sie führte nach rechts zur dortigen Bergflanke. Das Bild schloß sich. Wir kamen der Sache schon näher. Dort drüben rechts und viel weiter vorn hatten wir die Tiere zum Tränken getrieben, nachdem das alles längst hinter uns lag wie jetzt, und von dort aus war ich alleine weitergezogen.

Wir schwenkten also in die breite neue Straße ein, sahen uns aber noch um. Kein Wegweiser zeigte irgendeine Angabe in die Richtung, aus der wir gekommen waren, aber auch kein Verbotsschild. Unter uns voraus ein kleiner Ort. Ein Schild mit dem Namen Konoba, den wir für die Ortsbezeichnung hielten, verwirrte uns von neuem.

Wir hielten bei einem Getränkestand am Ortseingang, fragten auf englisch, wo dieser Ort sich auf unserer Straßenkarte befinden möge. Das Mädchen sah gar nicht darauf, sondern zeigte schräg über die Straße. Der Ortsname war nur ein Hinweis auf ein Restaurant in einer Touristenherberge gewesen. Den wirklichen Ortsnamen finde ich auf meinem Tonband nicht mehr. Es muß wohl Bogetici gewesen sein. Wir machten deutlich, wohin wir wollten. Danilovgrad! Die Antwort: Ganz einfach nach dem Ortsausgang nach links auf die rote "Schnellstraße". Das wußten wir selber. Mehr war nicht herauszukriegen.

So war es. Alles, was auf meiner Karte noch als weiße Straße neben der roten herlief, war beim Bau der roten bis auf das eben befahrene Stück untergebaggert worden, nur die Kartografen in Bad Soden konnten es wohl nicht glauben. Ich auch noch nicht.

Endlich waren wir nämlich wirklich auf einer Straße entlang der rechten Bergflanke. Bei einer der nächsten Abzweigungen Richtung Talgrund nach links schwenkte ich noch einmal ab, geriet auf einen kaum befahrbaren Fußweg, der bei einem Haus endete und uns wenigstens wenden ließ. Ob es dort war, wo ich damals mein Pferd hätte verscherbeln können? Ein paar Leute sahen uns mißtrauisch zu. Hätten sie deutsch verstanden, würde ich ihnen einen spannende Geschichte erzählt haben, die 60 Jahre her ist.

Ende der Zeitreise. Vor Danilovgrad runter von der großen Straße und auf die gelbe. Dort ein bescheidenes Wiedersehen mit dem Park mitten in der Stadt. Irgendwo zwischen diesen Bäumen hatte ich seinerzeit mein Pferd zu den anderen gestellt. Die Stadt sah genau so aus, wie eine aussieht, die nach einer Explosion komplett in die Luft geflogen war und neu aufgebaut wurde. Vielleicht hatten ihr auch so nahe von Podgoriza englische Flieger den Rest besorgt.

Wir folgten jetzt dem Talgrund. Antje, der ich schon heute früh faszinierende Zeichen des Wiedererkennens geliefert hatte, strengte sich an, jetzt rechts im Gelände einen ummauerten Brunnenschacht zu entdecken. Endlich ein zugängliches Feld mit einem unbewohnten Haus darauf. Bis auf den Hahn hinterm Haus wenigstens.

Wir schwenkten ein. Antje zeigte auf einen hölzernen Deckel am Boden. Er deckte tatsächlich ein Brunnenloch ab und es war Wasser unten. Jedes Grundstück in dieser Ebene besaß so ein Brunnenloch. Das Grundwasser kam von der nahen Zeta herüber. Wir fragten uns, wie wir einem dazukommenden Besitzer mit Händen und Füßen hätten erklären können, warum wir in dieses Loch starrten. Ich hätte Jahreszahl und Monat in den Boden gekratzt und wäre dann hinuntergeklettert.

Podgorica war so wenig wiederzuerkennen wie Danilovgrad. Kein Wunder. Als wir uns von Mostar aus 1944 auf den Rückzug machten, strömten von Griechenland aus immer noch deutsche Truppenteile über Albanien Richtung Norden. Sie hofften, über Nikšic den Anschluß

in Sarajewo zu erreichen. Da fiel den Engländern nichts Sinnloseres ein, als die ganze Stadt in Schutt und Asche zu legen. Als ob damit der Rückzug aufzuhalten gewesen wäre.

Tito ließ die Ruinenstadt als Titograd wieder aufbauen. Hinter der serbischen Grenze bei Prijepolje stehen noch immer Straßenschilder, wo es auf direktem Wege, also ohne unseren Umweg über die Balkanschluchten nach Titograd ginge. Die Stadt hat längst ihren alten Namen zurück. Uns hält dort nichts, außer Straßenpassanten zu fragen, welche der überproportional breiten und protzigen Ausfallstraßen (die Berliner Stalinallee fiel uns dazu ein) nach Cetinje führe.

Nach meinem Tagebuch waren bis dorthin unermeßlich hohe Pässe und tiefe Täler zu überwinden gewesen. Nichts mehr davon. Die breite Ausfallstraße mündete bald in eine vom Europarat finanzierte Schnellstraße, die wie mit der Axt in die Berggrate geschlagen und über zahlreiche Brücken am steilen Berghang entlang ans Ziel führt.

Damals war das ein Marsch von zwei Tagen gewesen, denn dazwischen lag eine Rast an einem Ausläufer des Skutarisees, also tief unten in der Ebene. Der Ort hieß Rijeka Regina Elena und war nach der Frau des italienischen Winzlingskönig Viktor Emanuel II. benannt, der eine der acht Töchter des montenegrinischen Königs aus Cetinje zur Frau hatte. Antje wird bald ihre Kenntnisse über europäische Herrscherhäuser aufpolieren können.

Cetinje ist wie Potsdam im kleinen, nur ohne Verkehr. Wir zwängen uns gegen alle Vorschriften durch die Fußgängerzone bis zu einem baumumstandenen Platz vor. Es ist Sonntag. Es gibt weder Fußgänger in dieser heißen Tageszeit noch Polizisten. Erlebnishungrig, wie wir sind, schafft es Antje, eine Palastbesichtigung um halb eins anzumelden. Die Bezeichnung übertreibt. Es handelt sich heute nur noch um das Staatsmuseum, und es gibt dort noch andere sehr sehenswerte Museen, für die keine Zeit mehr war.

Wir halten uns bis dahin im Schatten des gegenüberliegenden alten Palastes auf, der einst ein Kloster war. Sein oberster Herr war nicht nur Priesterfürst gewesen, sondern auch erster König von Montenegro und Dichter, Petar II., eben der Njegoš (1813-1851).

Sein Vorgänger Petar I., ein Enkel des Zaren Peter II., hatte sich selbst zum ersten Staatschef Montenegros ernannt. Den Österreichern war er im Kampf gegen die Türken willkommen.
1796 besiegte er in zwei gräßlichen Schlachten den türkischen Wesir von Skutari. Der war 1785 bis Cetinje vorgedrungen und hatte Kloster und Ort eingeäschert. Den nächsten Vorstoß auf Cetinje bezahlte er und sein Heer mit dem Leben.

Seine Totenmaske wurde nach dem Original abgenommen und ist im Museum zu sehen. Das Original, das ist der abgehauene Schädel, der immer noch im Kloster von Cetinje wie ein Abbild des Teufels aufbewahrt wird. Hier war es Brauch geworden, alle abgeschlagenen Türkenhäupter, auf Pfähle gespießt, zur Abschreckung aufzustellen. Die Türken hatten das nach der Eroberung einer Stadt schon immer mit den Stadtoberhäuptern so gemacht. Der Haß auf alles Türkische sitzt also tief. Dieser letzte Sieg machte den Weg zum Nationalstaat frei. Beide Petar zusammen haben sich zeitlebens mit den Türken herumgeschlagen. Die Wurzeln aller späteren ethnischen Säuberungen liegen hier bloß. Ein roter Fez ist wie das rote Tuch für den Stier.

Das Museum ist voller Erinnerungsstücke aus jenen Tagen, kostbare Priestergewänder, Waffen, Türkensäbeln, auch ehrfürchtig präsentiert alle Orden, die europäische Herrscherhäuser damals zu vergeben hatten. Es fehlt kein "Pour le mérit". Es gibt kostbare Bücher zu bewundern, die schon 1493 in Cetinje gedruckt wurden, aber auch ein von unzähligen türkischen Kugeln durchsiebtes Kriegsbanner von 1858, das einen gekrönten Doppeladler zeigt.

Die freundliche, englisch sprechende Führerin staunte über mein längst vor ihrer Zeit gefertiges Wissen, das ich einstreute, ohne das Drumherum zu nennen. Wir hatten nämlich seinerzeit vor dem Schloß auf demselben Platz unser Biwak aufgeschlagen und es gab dort einen Brunnen, dessen Wasser - absichtlich oder nicht - untrinkbar gemacht worden war. Der Brunnen ist heute weg.

Auch meine Frage, ob es im Königspalast bei Bar an der Küste noch ein Klavier gäbe, konnte sie nicht beantworten, denn das Schloß wäre bei ihrem Besuch geschlossen gewesen

wie bei unserem bald darauf auch. Wir hatten das Instrument damals von Budua aus für eine KdF-Vorstellung, besser für ein Fronttheater ausgeliehen.

Das Erstaunlichste überhaupt schien uns, wieviel an Porzellan und kostbarem Inventar hier in Cetinje die schlimmen Zeiten überstanden hat. Zuerst hielten die Italiener die Hand drüber. (Ihre Königin war eins der 12 Kinder des zweiten und letzten Königs Nikola) Dann hütete die Wehrmacht den Nachlaß und ließ vermutlich sogar wöchentlich einmal Staub wischen. Zuletzt kamen die Partisanen ans Ruder. Für sie war ein Volk vorbildhaft, das immer um seine Freiheit gekämpft hatte und dieses nicht etwa in Uniform, sondern in der Nationaltracht. Ein Heiligtum, das sie verehrten.

Was uns bis hierher in Montenegro schon öfter aufgefallen war, häufte sich jetzt ins Unermeßliche. Es gab am Straßenrand kein Verkehrsschild, das nicht bis zur Unkenntlichkeit mit einem hellblauen Wahlpropagandazettel überklebt gewesen wäre. Auffallend darauf ein gut gekleideter Herr mit Kravatte. Auch vor dem Europaratschild hatten sie nicht Halt gemacht. An keiner Straßenkreuzung war mehr die Richtungsangabe zu lesen.

Wir werden uns morgen im Hotel erkundigen. Der Partei sei von der Regierung (in Belgrad?) keine Werbefläche für die Wahlen zuerkannt worden. Da entschloß sich deren Führer, jede öffentliche Fläche, also alle Verkehrsschilder, mit Beschlag zu belegen und das seit einem Jahr und immer von neuen, denn die verlorene Wahl liege schon eine Jahr zurück. Irgendwann gaben es wohl die Behörden auf, die Schilder immer von neuem zu säubern.

Unsere Frage fand kein Verständnis, ob man nämlich niemanden zur Verantwortung ziehen könne, der Stopschilder, Hinweise auf Kurven und Höchstgeschwindigkeiten bis zur Unkenntlichkeit zuklebe. Da fiel uns Cetinje wieder ein, der Nationalgeist eines halsstarrigen, bockbeinigen Volkes, dessen Töchter es trotzdem oder eben deshalb bis zu den höchsten Ämtern in vier europäischen Fürstenhäusern geschafft hatten.

Die Adria zu unseren Füßen

Gerne wäre ich anschließend an diesen Sonntagnachmittagbesuch nach Budua an die Küste hinunter der alten Straße gefolgt, die laut Tagebuch haarsträubend ausgesehen haben muß. Ich erinnere mich an eine Rast bei einem Bauernhof am Berghang. Durch den Umgang mit lebenslustigen Italienern seit Jahren an Uniformen gewöhnt, winkte uns jemand in einen Schuppen über dem Weinkeller. Dort stand ein riesiger Holzzuber voll gerade geernteter Trauben. Im Zuber stampften fröhliche Mädchen mit nackten Beinen, den Rock hochgerollt, im Traubensaft herum und taten das, was woanders eine Torkel, also Weinpresse erledigt. Wir jubelten natürlich bei diesem ungewohnten und schon lange nicht mehr gesehenen Anblick nackter Beine und kriegten aus dem Trog einen Becher voll Traubensaft gereicht.

Diese Straße ist längst aus der Welt geschafft, aus Landkarten und Landschaft. Eine prächtige Straße führt in vielen Kurven talwärts. Nur der Blick aufs Meer zu unseren Füßen war diesmal so bezaubernd wie vor 60 Jahren.

Es folgte die kalte Dusche, wie nach unserer weltenfernen Reise nicht anders zu erwarten gewesen. Bis zu den Mauern der Altstadt war kein Vordringen. Alles von bewachten Parkplätzen verbarrikadiert. Wir suchten auf einer Straße parallel zum Strand ein Entkommen, merkten viel zu spät, daß das überhaupt keine Straße war und blieben nach einem Kilometer zwischen Hunderten von Sonnenschirmen, Tausenden Halbnackter und einem Tohuwabohu von Krimskramsbuden aller Art stecken. Dazu unerträgliche Lautsprechermusik.

Der erhöhte Strandweg, der eigentlich nur als Promenade und Zugang zum Wasser diente, ließ endlich ein waghalsiges Wenden zu, ohne auf der Seeseite im Kies zu versinken oder landwärts über eine Mauer zu stürzen. Herwärts hatten wir bereits ein Hotel Budva neben der Straße gesehen. Nur 50 m zum Wasser. Wir waren erledigt, fanden einen rückwärtigen Zugang samt wirklich bewachtem schattigen Parkplatz. Nichts wie rein. Unser Zimmer lag im zweiten Stock zur Straßenseite. Darunter war die Hotelterrasse mit Restaurant und einem Podium für eine Band und zwei Sänger. Zwei Nächte lang wird es dort unten erst gegen 2 Uhr früh ruhig werden.

Nur zu diesem Ort auf der Zweifachreise möchte ich kein drittes Mal kommen. Ganz Montenegro, vor allem aber die Serben schienen Budva als Ferienziel auserkoren zu haben. Hier waren sie unter sich und brauchten sich keine Anpöpeleien gefallen zu lassen wie im

benachbarten Dalmatien, das sie damals in Schutt und Asche zu legen versucht hatten. Serben waren schon zu Antjes Ferientagen bei Ragusa-Dubrovnik bestens gehaßt.

Wir suchten im Meer Trost. Damals war es mein erster Schritt ins Mittelmeer gewesen. Da kannte ich noch nicht die Sandstrände der Antillen. Mit Schotter schien der grobe Kiesstrand aufgefüllt worden zu sein. Weiter draußen kam es mir vor, als hätten Lastwagen den Bauschutt abgerissener Häuser ins Wasser gekippt. Ich verletzte mir die Füße.

Als wir seinerzeit als erste deutsche Soldaten Budua erreichten, hauste in der Stadt immer noch eine friedliche Garnison Italiener, die wohl auf eine Überfahrt nach Italien hofften. Wahllos lagen Waffen und Handgranaten herum. Einer von uns, ein ganz schlauer, meinte, es ließen sich Fische mit Handgranaten fangen und schleuderte eine vom Ufer ins Wasser. Der Effekt überraschte uns alle. Während deutsche Handgranaten eine auf Sekunden genau abgezählte Explosionsverzögerung eingebaut hatten, also erwartungsgemäß erst beim Tiefersinken losgingen, zündeten die italienischen beim Aufschlag und waren nur aus Blech. Das hat uns möglicherweise vor größeren Wunden verschont. Nur der Werfer blutete ein wenig. Natürlich war davon auch keinem Fisch die Schwimmblase geplatzt.

Der abendliche Gang versöhnte uns dann mit dem Ort. Schmale winklige Gassen mit vielen Geschäften wie in allen dalmatinischen Küstenstädten, die auf venezianischen Einfluß zurückgingen. Natürlich auch eine Festung, wenigstens zwei Kirchen, eine römisch-katholische und eine orthodoxe, und ein Museum. Dann noch ein Restaurant, dessen frische Fische wir erst am zweiten Abend anzweifeln werden, aber es saß sich dort so schön im Freien mit dem Blick aufs Wasser und der Wein war gut.

Was ich nicht wiederfand, weil jedes Haus in der Stadt einer mittelalterlichen Festung glich, das Gefängnis der Italiener. Sie hatten immerhin einige von ihnen wegen irgendwas eingesperrt, aber die Türen standen offen. Ich setzte mich zu ihnen und hatte endlich zum ersten Mal Gelegenheit, mein Schulitalienisch auf die Probe zu stellen.

Zu einem unvergeßlichen Reisetag wurde für uns beide der darauffolgende Montag. Es war der 14.Juli. Die Küste entlang und nur von Ferne eine Blick auf Sveti Stefan werfend, also auf die Hotelinsel vor der Küste, fuhren wir die 30 km nach Bar, das sich zu einem riesigen Hafen entwickelt hat für Fährschiffe und Warenverkehr, an dem Tanklager gemessen wohl auch für die ganze Treibstoffzufuhr des Landes.

Mich hatte nur ein nochmaliger Blick auf das kleine Lustschloß des Königs angezogen. Es ist nicht eindrucksvoller oder größer als irgendeine Prunkvilla in Dahlem. Mich hatte ganz einfach interessiert, ob es das Klavier von damals bis jetzt überlebt hat. Wir hatten es per Lastwagen fortgeschafft und zurückgebracht - was bei den vielen Verbrechen, die der Wehrmacht nachgesagt werden, ganz unwahrscheinlich klingt.

Wir jubelten, als ein Herr die Haustür aufschloß. Nein, leider sei heute wegen eines Staatsempfanges keine Besichtigung möglich. Wir warfen einen Blick auf die seit Wochen nicht mehr vom Laub befreite Freitreppe, glaubten ihm kein Wort und zogen von dannen. Ich hatte das Schloß als "ganz wunderbar" in Erinnerung, jedenfalls besser als unsere "Wanzenbude" in Budua. Hier wurde uns auch klar, warum sich der letzte König hier in Bar ein kleines Schloß ans Meer setzen ließ. Bar war durch seine Eisenbahn mit Belgrad verbunden. Er konnte in Podgoriza oder in Virpazar am Skutarisee zusteigen. Auf Straßen verkehrten damals nur Reiter und Tragtiere.

Am Skutarisee

Was nun? Antje war zum Abenteuer bereit. Noch einmal über die Küstengebirge ins Inland und drüben zum Skutarisee hinunter. Er gehört zu den größten Naturwundern mit seinen Schilfgebieten, seinen Klosterinseln, Fluchtburgen aus der Türkenzeit und seinem Vogelreichtum. Das Land wirbt im Internet intensiv dafür.

Zuerst irren wir eher ziellos unter flimmernder Hitze am anderen Ende des Straßen- und Eisenbahndammes über den See herum. Das Hotel ist kaputt, es gibt auch keinen Espresso, nur Coke aus der Eiskiste. An einem uralten Fort aus der Türkenzeit längs des Dammes vorbei kehren wir auf die Seite von Virpazar zurück. Meine Info stimmte, wir wären auch sonst beim Einschwenken zu diesem Ort von fünf Häusern und einem bescheidenen Hotel von einer

fließend englisch sprechenden Restaurantbesitzerin namens Ivana abgefangen worden, die uns eine Reklame durchs Fenster reichte.

Am Ufer legte gerade ihr Ehemann mit seinem kleinen Ausflugsboot an. Er war bereit, sofort mit uns und zweien aus Tschechien neuerdings für zwei Stunden auf den See zu fahren. Zehn Euro kamen uns wenig vor. Wir sahen in zwei Stunden wirklich alles, was in dieser Zeit beim langsamen Motoren übers Wasser erreichbar war, vor allem viel Schilf, Seerosen aller Art, Wasservögel, versteckt am Ufer liegende kleine Herbergen mit Möglichkeiten für Sportfischer, nach Herzenslust den schlanken, wunderbar festen Skutarikarpfen zu angeln und eine der kleinen Inseln mit einer Ruine darauf zu besuchen.

Die Lust, wenigstens einmal unterwegs zu Mittag zu essen, übermannte uns anschließend hier. Die Wirtin des "Pelikan" hatte nicht zuviel versprochen. Sie ließ uns im Freien unter einer Pergola herrlichen Skutarikarpfen servieren. Während der Wartezeit häufte sie drei Fotoalben auf den Tisch. Kein Wunder, daß dieser Ort längst von deutschen Anglerclubs entdeckt worden ist, am 10.8.2003 sogar von der FAZ am Sonntag.

Der uns bedienende Sohn überhäufte uns mit Liebenswürdigkeiten. Alle Augenblicke tauchte er mit irgendetwas auf, von dem er nach unseren 1000 Fragen glaubte, es würde uns bestimmt interessieren. Dazu gehörte die überhaupt nicht mit Worten zu verdeutlichende harte, kompliziert geformte harte Frucht einer Seerose, die merkwürdigerweise Kastanie genannt wird. Als wir das nicht glaubten konnten, schleppte er ein dickes Buch mit Bild und Namen der Pflanze herbei.

Zuletzt stellte er uns einen Blumentopf mit einer unglaublich duftenden Basilikumpflanze auf den Tisch, nicht so eine überdüngte fette Gärtnereipflanze, wie sie hier im Supermarkt zu haben ist, sondern kleinstblättrig und von exquisitem Duft. Unsere Sorge, wie wir sie nach Hause bringen könnten, schien für ihn kein Problem. Er kam mit einer Plastiktüte und einem Fleischerhaken angelaufen. Einfach die Tüte mit Blumentopf hinter dem Beifahrersitz bei der Kopfstütze einhaken, war sein Vorschlag. So hat sie es tatsächlich zwei Wochen lang, immer gut feucht gehalten, ausgehalten, steht jetzt vor dem Küchenfenster und blüht bei 30°C im Schatten. Es wird ihr wie am Skutarisee vorkommen. Wir hoffen auf eine Vermehrung durch Samen.

So ein "Dienst am Kunden" war uns vorher und hinterher nicht begegnet. Dazu muß man wirklich ins nahezu touristenfreie Hinterland vordringen. Wir versprachen, uns per e-mail zu melden. Wir werden als Anhang ein Foto vom Pflänzchen mitschicken. Ivanas Antwort: Wir sollten uns mal keine Sorge machen, das Pflänzchen überlebe es ganz bestimmt, sei es doch auch montenegrinischer Herkunft.

Was nun? Im Hinterkopf natürlich seit heute morgen wirksam, wollte ich jetzt den Besuch in Regina Elena nachholen, also in dem kleinen, damals ganz italienisch wirkendem Ort an einem der Zuflüsse am Ende des Sees.

In meinem Tagebuch hatte ich die Pergola mit der Chiantiweinflasche auf dem Tisch und der steinernen Rundbogenbrücke im Hintergrund verewigt. Sie war mir als Inbegriff einer italienischen Hafenkneipe in Erinnerung geblieben. Der Weg von Budua über Cetinje nach Podgorica führte damals über zwei hohe Pässe und war nur mit einem Nachtlager im dazwischen liegenden Regina Elena zu bewerkstelligen. Dieser Uferplatz muß sehr alt sein, führt doch nur hier vom See aus je eine Bergstraße nach Cetinje und Podgoriza. Der Wesir von Skutari war sicher auch schon hiergewesen.

Auf der heutigen Schnellstraße nach Cetinje, das immerhin 670 m hoch liegt, hatte ich einen Abzweiger nach einem Rijeka samt alter Ruine gesehen. Rijeka heißt nichts weiter als Fluß - Fiume und sagte mir nichts. Der frühere Name war längst aus der Welt geschafft und durch den des Herrschers von Zeta, Ivan Crnojevic, ersetzt worden, der 1482 auf dem Rückzug vor den Türken im heutigen Cetinje seine Burg errichten ließ und fortan von dort aus regierte.

Deshalb schaltete ich nicht schnell genug. Es wäre auch auf unserer langen Fahrt ab Nikšic nicht auch noch ins Tagesprogramm zu zwängen gewesen. Außerdem glaubte ich immer noch, die Straße führe automatisch dort vorbei wie früher. Das tut sie aber schon lange nicht mehr dank europäischer Großzügigkeit. Der Grund ist klar: Die Küste bei Budua mit serbischen Touristen zu beleben.

Zwischenspiel in Bergstiefeln

Einmal war ich mit ein paar Tragtierführern auf einem Sondereinsatz von Budua über Cetinje in Rijeka vorbeigekommen. Wir sollten unsere Haflinger nach Podgorica zurückbringen, da sie unbrauchbar waren in dieser Hitze und ihnen eine gesunde Rückkehr nach Deutschland gegönnt worden war. Jeder hatte zwei am Zügel, eins gesattelt und wir ritten bis Regina Elena. Dort Mittagessen in der Locanda. Beim Abmarsch verlor eins meiner Pferde ein Hufeisen. Der Hufschmied der dort noch lagernden italienischen Einheit erklärte sich bereit, das Tier neu zu beschlagen. Ich schickte die anderen alleine los und versprach, bald nachzukommen.

Daraus wurde bis zum nächsten Morgen nichts, wie eigentlich vorauszusehen gewesen war. Die Italiener luden mich zum Abendessen ein. Ich weiß noch, es gab einen wunderbaren Risotto. Fröhlich beisammen sitzend und immer natürlich auf italienisch palavernd, trank ich schön langsam laut Tagebuch 10 Gläser Wein, drei Grappa, verschlang zwischendurch vier geräucherte Fische und drei Eier. Mein Strohlager hätte ich aber noch gefunden.

Der Bericht endet am nächsten Morgen, dem 17. Oktober, mit Kaffeetrinken, Pferde füttern. Dann reite ich mutterseelenallein die 30 km bergauf nach Podgorica zum Troß. Ich überlegte die ganze Zeit, wo ich so etwas schon bei Karl May gelesen hatte.

Das Soldatenleben war nicht immer so schön. Es folgten von Podgoriza aus sofort zwei harte Wochen bei einem Partisaneneinsatz Richtung Kolašin, bergauf und bergab immer mit 23 kg auf den Schultern, 15 kg das Funkgerät, 8 der Karabiner. Budua sollten wir anschließend nicht wiedersehen. Wir marschierten diesmal über Cetinje zu einem dritten Paß und dann ging es über den Lovcen nach Cattaro, also Kotor hinunter.

Mit dem Franzmann immer noch am Skutarisee

Aber wir waren ja eben noch von Virpazar am Skutarisee nach Regina Elena unterwegs gewesen. Ein Wunder, daß es wirklich eine verwinkelte, hoch am Berghang angelegte schmale Straße dorthin gab und nicht nur den Feldweg auf meiner Karte. Es war wieder einmal so eine Straße, bei der man sich die ganze Zeit fragt, wo kann ich hier ausweichen, wenn plötzlich ein Wagen von vorne kommt und dieser eine kam natürlich. Für die im Leihauto sitzenden amerikanischen Touristen war es vermutlich das Abenteuer ihres Lebens.

Endlich voraus eine Ansammlung verfallender, abbruchreifer oder bereits runtergerissener Häuser. Keine Spur mehr von einem niedlichen italienischen Küstenort. Ganz klar, seit der neuen Europaratstraße war dieser Ort in Vergessenheit geraten. Wer kam hier noch her?

Da faßten wir uns an den Kopf, kaum hatten wir die Brücke überquert. Die gut 100 m lange Uferpartie zwischen Flußbett und Hausruinen war mit weiß Gott welchem Geld zu einer Art Ufercorso verwandelt worden, alles in weißem Marmor oder auch nicht, jedenfalls schneeweiß. Dazu Blumenrabatten, große Schmuckurnen für Palmen, blitzblanke Steinbänke, ganz wie es an der italienischen Riviera selbstverständlich wäre und nicht weiter auffallen würde. Aber hier? An diesem Ort, wo ich keine Stunde bleiben möchte?

Ein großer Verdacht kam mir da. Beim Bau der Europaratstraße oben am Berg war Geld übrig geblieben und ein cleverer Bürgermeister hatte es verstanden, für sein nun von der Welt vergessenes Dorf eine Scheibe vom Guten abzukriegen. Seine Motive würden aus der Entfernung sogar verstanden werden. Der "Verschönerungsverein" braucht nur etwas Geld, dann kommen die Touristen. Dabei liegt dieser Ort im Gegensatz zu Virpazar am Ende eines kilometerlangen schmalen Wasserarms, der nur von der fließenden Rijeka freigehalten wird, also viel zu abseits für Bootsausflüge auf dem See. Das umliegende Schilfgebiet gehört zu den größten Vogelreservaten Europas. Eine Flotte schneller Motorboote wird diesen Biotop bald kaputt gemacht haben.

Ob es wenigstens von oben herunter, also aus Richtung Cetinje, eine bessere Straße geben wird als die, die wir früher genommen hatten? Keine Rede davon. Es war die alte, wie ich sie kannte, kurvenreich, schmal und steil. Aber vielleicht baut der Europarat auch noch diese Straße aus, nachdem die ganze Schnellstraße nur deshalb entstand, den kurvenreichen Umweg über Rijeka Crnojevica aus der Welt zu schaffen.

So waren wir also schon zum zweiten Mal wieder oben in Cetinje und nahmen wieder die Prachtstraße nach Budva hinunter. Aber das kann doch noch nicht alles gewesen sein, taste

ich mich vor und Antje nickte bestätigend. Heute früh waren wir nur an Sveti Stefan vorbeigerauscht. Das fehlte uns heute noch. Also in die neue Richtung und oberhalb des Strandes sogar einen Parkplatz gefunden, da es auf Sonnenuntergang zuging. Antje kriegte ihr versprochenes tägliches Bad im Meer, ich mein Abendrotbild und überquerte den Damm bis zur alten Stadtmauer mit Tor, das heute als Hoteleingang gedacht ist.

Dort sitzen zwei Wachhunde, die nur Hotelgäste durchlassen, aber immerhin einen Prospekt mit Preisliste aus der Schublade zogen. Sofia Loren, die auch schon hier war, hat der Preis sicher nicht zurückschrecken lassen. Es würde noch freie Zimmer geben. Kein Wunder, dachte ich mir, kaufte mir am Festland ein Eis und wunderte mich überhaupt nicht, daß das dreimal so teuer wie anderswo war.

Immer der Küste lang

Unser nächstes Tagesziel lag in Richtung auf Cattaro-Kotor zu. Es hätte eine küstennahe bequeme Straße gegeben, aber da wären wir nicht über den Lovcenpaß gefahren. Der war unser beider Ziel. Antje hatte von Zaton aus mit ihren Eltern einen Ausflug zum Lovcen gemacht, aber irgendwo streikte das Auto oder die Eltern. Allein das Wenden auf der unglaublichen, teilweise in den Felsen gehauenen Bergstraße habe eine halbe Stunde gedauert.

Also noch ein drittes Mal in die Bergregion nach Cetinje und von dort auf einer nur noch selten befahrenen Strecke, wie uns am Morgen jedenfalls vorkam, Richtung Lovcen. Uns fielen seit 1942 zerstörte Häuser und Ehrenmäler auf, die den Verteidigern verschiedener Paßriegel unterwegs gewidmet waren. Sie hatten sich damals vergeblich gegen den Angriff der Italiener von Dalmatien her Richtung Cetinje gewehrt.

Der Paß selbst erlaubte großartige Tiefblicke auf die verschnörkelte Bucht. Leider oben kein Parkplatz. Nach allem, was hinter uns lag, insgesamt nichts weiter als jeder vorhergehende Paß, den wir schon kannten. Beinahe schon unten, fuhren wir an einer wartenden Kolonne von Touristenbussen vorbei. Der hätten wir allerdings weiter oben nicht begegnen mögen.

Kurz in die Bergstiefel

Ein Stadtbesuch im alten Cattaro hinter seinen riesigen Mauern war Pflicht. Das war es auch vor 60 Jahren. Laut Tagebuch hatte ich in der damals völlig italienischen Stadt zwei Kilo italienische Bonbons gekauft. Abends waren wir durch die Straßen gezogen, hatten in einer Kneipe alle möglichen Sorten süßer Liköre und Weine probiert und waren dann in den ersten Stock hinaufgestiegen, weil wir neugierig waren, was es noch an Überraschungen gäbe. Wir sahen junge Mädchen, die wirklich nichts außer einem kurzen Pullover anhatten und von Zimmer zu Zimmer sprangen. Da warf uns eine deutsche Militärstreife hinaus. Es war gut so, denn um 2 Uhr morgens war Aufbruch zum langen Marsch um die weitläufige Bucht.

Auf Gummirädern weiter

Diese Marschprobleme mit Kettenhunden hatten wir diesmal nicht, nur litten wir unermeßlich unter der stehenden Hitze hinter den hohen Stadtmauern Cattaros. Den Küstenort Perast fanden wir verführerisch, das einmal sehenswerte Herzegnovi schien von oben nur aus Hochhäusern zu bestehen. Bei Risano hielten wir uns nicht auf. Wir hätten über eine steile Straße das enge Tal hinauffahren müssen. Dort kämpfte damals unser Batteriechef als Feuerlenker in vorderster Linie gegen unzählige Italiener, die sich verschanzt hatten und unseren Leuten eine echte Art Dolomitenkrieg lieferten mit Kampf um jeden Felsbrocken. Als aller Widerstand nach 10 Tagen gebrochen war, marschierten die Überlebenden, immer noch 3000 Mann, in die Gefangenschaft. Natürlich hatten auch sie nach dem Waffenstillstand Italiens wie Freischärler gehandelt und mit Tito sympatisiert. Ich weiß nicht, wohin sie schließlich kamen.

Bezaubernd wie immer der Blick auf die Insel, die einst Böcklin zum Vorbild für sein Bild von der Toteninsel diente. Könnte er sie heute sehen, würde er sicher sagen: Ganz wie damals. Wir konnten nur sagen: Ganz wie das Gemälde. An der kroatischen Grenze wurden wir

einfach durchgewinkt. Im verträumten Yachthafen von Cavtat wären wir gerne länger geblieben, am liebsten auf der eigenen Yacht.

Endlich Ragusa-Dubrovnik voraus. Nervtötend die Rundfahrt durch die mit Autos überfüllten Straßen. Wir suchten ein Hotel. An das Naheliegendste dachten wir so schnell nicht. Vom nahen Zaton, Antjes früherem Ferienquartier, wußten wir rein gar nichts seit dem Bürgerkrieg. Nachrichten von Toten und Verwüstungen waren bis nach Soltau gedrungen.

Da entdeckten wir eine neue riesige Hängebrücke, die sich über den seitlichen Flußarm spannte und uns einen 15 km langen Umweg durchs Omblatal ersparte. So zogen wir wie auf Spähtrupp los. Dann die Überraschung. Schönster Frieden in der stillen Bucht, alle Häuser noch heil, der Campingplatz noch da wie immer, nur die alte Wirtin und der Nachbar, ein Freund der Familie und einst Generalstaatsanwalt in Belgrad, lebten nicht mehr. Aber er war nicht ermordet worden, wie "Hellseher" als Tatsache ausposaunt hatten, sondern war eines Tages einfach tot umgefallen.

Dies alles erfuhren wir in der ersten Viertelstunde vom Sohn der Familie, von dem es immer geheißen hatte, er wäre "in den Bergen". Keine Spur von Untergrundkämpfer gegen die Serben, er war ein paar Jahre als Angestellter bei einer Spielbank gewesen. Das schien der Mutter genug zu sein, von ihrem mißratenen Sohn zu sprechen. Fragte einer nach ihm, dann war er "in den Bergen".

Er habe damals immerhin 350 Dollar im Monat verdient, berichtete er uns. Später ging er seiner Mutter zuliebe einem "ehrenwerten" Beruf nach, aber er verdiente bei dem großen Tourismusunternehmen des Landes jetzt nur noch 150 Dollar. Er vermittelte uns fürs erste ein Zimmer in einer nahen und noch im Aufbau befindlichen, kleinen Uferpension mit kaum fünf Zimmern. Sein eigenes Haus sei voll von Gästen. Antje schwamm nicht nur gleich mal quer durch die Bucht wie früher immer, sondern organisierte für den nächsten Nachmittag eine Bootsfahrt zu allen vorgelagerten Inseln für uns zwei.

Am folgenden Vormittag stand diesmal bei ihr die Spurensuche auf dem Programm. Sie hatte sich an einen Maulbeerbaum weiter oben am Hang über der Bucht erinnert. Ihre Mutter hatte ihn damals entdeckt.

Oh Wunder! Es gab ihn nach 20 Jahren noch und er hing neben der unbefahrenen Straße voller Früchte, die wie größere Brombeeren aussahen, aber saftig und rot wie reife Süßkirchen waren und von nicht zu beschreibendem Geschmack. Wir machten uns wie die Wilden darüber her. Nachdem uns der heraustropfende Saft die Unterarme bis zum Ellbogen rot gefärbt hatte, als hätten wir in Blut gerührt, meine gute kurze Hose und das Hemd bereits für mülltonnenreif erklärt worden waren, änderten wir die Technik, hielten uns nur die Äste mit den Früchten unter die Nase und holten sie wie ein Bär von den Zweigen.

Am Nachmittag fuhr uns Leonard Lonza mit dem Motorboot zu allen Inselchen, die Antje von früher kannte. Wir waren den ganzen Nachmittag aus. Wer den größten Reiz von Karibikinseln kennt, nimmt diese rauhen Felsbrocken im Meer eher gelassen auf. Dann aber hatte ich in einer Bucht einen englischen Katamaran mit zwei alternativen Seglern an Bord entdeckt, die mir wesensverwand schienen und schwamm sofort hin. Tatsächlich war der Kat bereits 1964 gebaut worden, also noch vor Hobby, bestens in Schuß und ein Vorbild zu diesem gewesen. Die beiden waren gerade von Korfu eingetroffen, David, ein Engländer und Ellen aus Kanada. Am Abend saßen wir dann mit den Lonzas bei unserer Unterkunft bei Tisch. Sie vermieten auch Zimmer. Jeder versucht, sich einen Nebenverdienst zu schaffen.

Am nächsten Morgen alte Bekanntschaften neu knüpfen und lange bei Nikša hinter dem Haus im großen Garten sitzen. Fast alle Rosen, die Antje sähe, wären irgendwann in den vielen Jahren von ihrer Mutti aus Deutschland mitgebracht worden. Der Campingplatz bringe nicht viel ein. Es gäbe zuviele jetzt entlang der Küste. Vor einem Dubrovnikbesuch vor 17 Uhr warnt er uns wegen der stehenden Hitze hinter den Stadtmauern.

Wir halten uns an seinen Rat. Immerhin klebt sein Haus, das früher seinem Vater, dem Hafenmeister von Ragusa gehört hatte, noch immer an der äußeren Stadtmauer und wurde nicht zerstört, wie es nach einem Fernsehbericht aussah. Der Rest der Stadt hat furchtbar gelitten, aber bei einem oberflächlichen Blick scheint alles schon wieder heil zu sein. Nur die täglich eingeschlagenen Granaten (bis zu 200 an einem Tag) hinterließen tiefe Schürfspuren in Pflaster und Hauswänden. Eine Fotogalerie von 200 Ragusanern, die in diesem Krieg bei

der Verteidigung ihrer Stadt gefallen waren, erinnert im schönsten Gebäude an die schlimme Zeit.

Ich halte mich absichtlich an die alten italienischen Namen. Die Slowenen dürfen daraus lernen. Beim Durchblättern einheimischer Dalmatienführer in allen möglichen Sprachen entstand Wiedersehensfreude. In den italienischen Führern heißt es wie früher Cattaro und Ragusa, ja sogar Sabbioncello für die Halbinsel Pelješac. Es gibt gar keinen Grund, liebedienerisch die neuen Namen auszusprechen. Venedig war früher da.

Den Kunstwerken Ragusas zuliebe

Beim Betrachten dieser schwer angeschlagenen Stadt fiel mir ein, was wir damals davon auf unserem Zug die Küste entlang nach Norden gesehen hatten. Nichts! Wir hatten am Tag davor noch, von Dauerregen aufgeweicht, in einem kleinen Küstenort gelegen, mußten dann aber einen riesigen Umweg über die Berge machen und sahen das ganze Ragusa nur aus der Vogelperspektive. Der Befehl für alle Truppen lautete, der Stadt nicht zu nahe zu kommen. Unsere Gegenwart könnte englische Jagdbomber anlocken und die historische Altstadt würde dann durch deren Bomben Schaden nehmen. Verbrechen der Wehrmacht. Verbrechen an uns, denn wir wären auf unserem Umweg schutzlos angreifenden Fliegern ausgesetzt gewesen. Zum Glück regnete es unter dicken Wolken weiter.

Am 18. Juli fahren wir bei 36° am Morgen los. In Ston zweigen wir zur Halbinsel Sabbioncello - Pelješac ab. Obwohl wir damals dort biwakierten und unseren Troß zurückließen, fiel mir die eindrucksvolle lange Stadtmauer erst diesmal auf. Das Einzige, woran ich mich noch erinnere: Ich ließ damals in meinem Rucksack auch die Gasmake beim Troßgepäck zurück und nahm nur den für alles mögliche praktischen, relativ wasserdichten trommelförmigen Behälter mit. Irgendwann gab es dann in den kommenden Monaten einen Gasmaskenappell, und ich war nicht der einzige, der anschließend zur Strafe Extra-Nachtwachen schieben mußte.

Was zweifellos seit damals neu war: Vor der Küste war das Meer mit riesigen Muschelzuchten bedeckt, Austern und Miesmuscheln, wie wir von den Speisekarten ablasen.

Unserem damaligen Weg zu folgen, schien undurchführbar, die neue Hauptstraße verlangte ihr Recht. Eine Alternative brachte uns zwar durch eine spannende Weinbaugegend bei Kuna, aber nicht durch das enge Tal, in dem uns ein Jahr später beim letzten Verlassen der Halbinsel von den Bergen herunter die Partis erledigen wollten. Wir fanden auch den Ort nicht wieder, wo wir die erste Nacht auf der Halbinsel verbracht hatten. Es gab den alten Fahrweg bestimmt noch, aber der Mut hatte uns nach Nikšic verlassen, noch einmal nach Wegen zu suchen, die auf keiner Karte standen. Nach meinem Gefühl führte unser Weg von Janina über Trstenic der Küste entlang zum Straßenknotenpunkt 7 km vor Trpanj. Wir versäumten so den Heimatort des besten Weins der Halbinseln, Dingac. Erstaunlicherweise schrieb ich mit 18 in mein Tagebuch, ohne den Ort zu nennen: Der beste Wein, den wir bisher getrunken haben.

So fand ich auch das damals menschenleere Weindorf nicht wieder, in welchem wir zum ersten Mal in der Nacht beim Bücken bemerkten, daß hier die längst reifen Weintrauben auf heißen Steinen am Boden reiften. Wir brauchten uns nur zu bücken. Es war wahrscheinlich Dingac. Was waren wir süchtig nach diesen Trauben.

Der "Donnerbalken", der bei jedem Biwak auch nur für eine Nacht über eine schnell ausgehobene Latrine bankartig errichtet wurde, war ständig besetzt, und es ging wie in einer Kommödie Molières zu. Alles drängte sich dort zusammen, da der Durchfall bei soviel Trauben nicht ausbleiben konnte. Keiner hörte aber während der Sitzung auf, sich weiter die Beeren in den Mund zu stopfen.

In diesem Dorf vertrieb ich mit Schwefel das Bienenvolk aus seinem Stock und kochte aus den entnommenen Waben zwei Kilo Honig. Aus einem dortigen Haus war auch die mit Kreuzstich geschmückte Stoffhülle, die bis heute meine damaligen Tagebücher enthält. Es war ja 1943 erst eins.

Unsere Südtiroler Weinbauernsöhne hatten keine Hemmungen, in die seit Jahren unberührten Fässer einen Spund zu schlagen. Es ging uns allen gut. Die Dörfer waren seit ein bis zwei Jahren menschenleer, die italienischen Besatzer im September abgezogen.

Warum die Dörfer so leer waren? Als die Italiener 1942 Dalmatien besetzten, waren alle Alten, die Frauen und Kinder, von aliierten Schiffen nach Ägypten verfrachtet worden. Zurück blieben die Widerstand leistenden Männer, die nach dem Sieg Italiens in den Untergrund gingen. Es durfte davon ausgegangen werden, daß jeder frei herumlaufende Mann ein Partisan war. Wie hätte er auch das Gegenteil beweisen können, und wie hätte er unter Partisanen beweisen können, daß er im Geheimen nicht zu uns hielt. Sein Leben hing so und anders an einem dünnen Faden. Die vielen Namen auf Denkmälern, die landesweit einer höheren Anordnung folgend, zehn Jahre nach der "Befreiung" 1954 aufgestellt worden waren, sprechen eine deutliche Sprache. Sie werden nicht geschmückt. Dieser Partisanenkrieg habe dem Land 40 Jahre Kommunismus beschert. Wozu war er also gut?

Im völlig veränderten Hafen Trpanj holten wir uns diesmal den Fahrplan der Fähre nach Blace ab, unser Ziel in ein paar Tagen. Dann fuhren wir Richtung Orebic weiter, der kleinen Hafenstadt gegenüber von Stadt und Insel Korcula. Schon von weitem glich sie einem zugebauten zweiten Budua.

In Orebic waren die wenigen großen Hotels ausgebucht. Wir fanden endlich in einem Privathaus am Ufer ein Apartement, 70 Euro für zwei Tage. Mit der Absicht, uns in diesem uralten und einst schönen Uferstädtchen zu orientieren, schleppten wir uns sofort in der ärgsten Mittagshitze über das glühende Pflaster und waren dem Hitzschlag nahe. Gemeinerweise war sogar die sonst zum Abkühlen gut geeignete Kirche abgeschlossen. Endlich alles oder nichts gesehen, ein Bad im Meer. Wir waren frisch zu neuen Taten.

Wieder in die Bergstiefel

Aus Kriegstagen erinnerte ich mich an ein kleines Franziskanerkloster, malerisch am Berghang gut 150 Meter über dem Ort gelegen. Dort wollten wir am späten Nachmittag hin. Auf demselben Bergabsatz wie dieses Kloster befanden sich damals mehrere Gehöfte, auch kleine Villen von Kapitänen, die dort ihren Lebensabend verbracht hatten, aber natürlich leer standen. Vor der Dampfschiffzeit waren in Orebic an die 50 Segelschiffe beheimatet gewesen, die auf allen Weltmeeren anzutreffen waren. Der Ort zehrt noch heute von der Erinnerung daran.

Irgendwo dort oben waren wir vor Weihnachten '43 mit unserer Geschützstellung und der Beobachtungsstelle, schossen uns auf den massiven Turm im Hafen von Korcula ein und legten Sperrfeuerzonen fest, denn von Orebic aus sollten wir gegen Weihnachten mit Landungsbooten die Insel Korcula erobern. Trotzdem war ich eines Tages losgezogen und hatte für einen Adventskranz Pinienzapfen eingesammelt.

Nach vielen Monaten auf anderen Inseln werden wir Mitte September '44 von denselben Stellungen aus noch einmal nach Korcula schießen, diesmal, um den letzten Rest unserer Leute heil von der Insel herunterzubringen. Da war sie längst im Besitz von Partisanen und Engländern, nur die Stadt Korcula hielt noch aus.

Wie wir diesmal lesen werden, wurde sie damals trotz aller Proteste der Partisanen von englischen Fliegern wahllos zerbombt, Bomben, die der kleinen Besatzung zugedacht war. Man sieht es ihr heute kaum noch an. Im Gegensatz dazu: Nachdem wir im Dezember '43 die Insel erobert hatten, war die menschenleere Stadt Korcula von uns vermint worden, jedes Stadttor mit Stacheldraht unpassierbar gemacht. Es geschah dem mittelalterlichen Städtchen kein Leid. Wir hatten die Altstadt sozusagen eingemottet, und sie blieb hinter ihren hohen Mauern unberührt.

Diesmal nur in Wandersandalen

Im Kreuzgang des Bergklösterchens empfing uns eine Schwester. Wir durften das kleine Museum und die Kirche besichtigen. Dort stand sie auf ihrer Empore immer noch, die Orgel. Mein Kamerad Scherer, einer von unseren Fernsprechleuten und ich, hatten damals Pater Celestin gebeten, auf der Orgel spielen zu dürfen. Mein Kamerad, kaum älter als ich, war ein

ausgebildeter Organist, ich durfte manchmal zu Hause auf dem großen Harmonium meines Vaters üben. Es blieb ein unvergeßliches Erlebnis für mich, vor allem auch die Überraschung, daß es unter unseren rauhen Gesellen einen so feinsinnigen gab.

Diesmal taucht noch einmal der Name des vor Jahren verstorbenen Paters auf. Ein deutscher Soldat sei nach dem Krieg noch einmal zurückgekommen, steht im viersprachigen Heft über das Kloster. Er habe sich bei diesem Pater bedanken wollen. Er schreibt weder Namen noch Tag, wußte es vielleicht auch nicht genau. Er muß einer der unseren gewesen sein und es geschah am letzten Tag unseres überstürzten Rückzuges von der Halbinsel. Verwundet sei er als letzter seiner Einheit herumgeirrt, gelangte zum Kloster, der Pater fand ihn, verband seine Wunden, ließ ihn eine Nacht schlafen und zeigte ihm dann den kürzesten Weg zum Hafen von Trpanj.

In meinem Tagebuch steht dieser Fluchtweg, der auch der unsere war, als Hennensteige, ein schmaler Felsenweg hoch über dem Meer und nur zu Fuß begehbar. Wir hatten uns für die Funkgeräte im letzten Augenblick noch einen kleinen Esel eingefangen, der sich tapfer voranquälte wie alle an nichts Gutes gewöhnten Inselesel. Lange bevor es Straßen gab, sahen so alle Verbindungswege aus. Unsere Einheit hatte sich einen Tag früher auf der Landstraße nur mit Mühe die Partis vom Leibe halten können. Danach kam kein deutscher Soldat mehr lebend von der Halbinsel.

Wir ließen das Auto jetzt hinter dem Kloster stehen und folgten eimem staubigen Fahrweg, den es damals so nicht gab. Wir fanden ein notdürftig wieder aufgebautes Haus, das sich zum beliebten Touristenrestaurant gemausert hat. Gerade wurde der Grill angeheizt. Wir wollten uns das für den Rückweg merken. Dort erfuhren wir auch, warum ein anderes einst stattliches Gebäude etwas weiter vorne nur noch eine leere Ruine war. Das herrschaftliche Gebäude hätte einem Bosnier gehört, wurde uns abfällig gesagt. Es war wohl von den Einheimischen im Bürgerkrieg angezündet worden. In diesem Haus hatte sich damals die Feldküche befunden, und dort wohnten unsere Offiziere. Wollten wir etwas zu essen, mußten wir eine Viertelstunde weit hinlaufen. Kein Wunder, daß wir uns auf Kitzbraten im eigenen Herd verlegten.

Wir begegneten weiteren nur notdürftig geflickten Ruinen, menschenleer oder doch nicht, denn es lag eine Katze vor der Haustür. Die Besitzer arbeiteten vermutlich tagsüber in Orebic. Dann erregte eine verschlossene Kapelle unsre Neugier. Ganz klar, der Grundbesitzer hatte sein eigenes Gotteshaus besessen. Ein Franziskaner las die Messe.

Dann wieder ein mehrstöckiges leeres Herrenhaus und daran angelehnt das übliche niedrige Bauernhaus aus Natursteinen. Antje zögerte. Die Blumentöpfe waren frisch gegossen. Ich rief und es antwortete eine Frau, dann im Hintergrund ein grauhaariger, dürrer Mann, der beim Malen seiner Fensterrahmen war.

Ich wußte, warum ich niemals ein Land bereisen wollte, solange ich dessen Sprache nicht verstand. Wir versuchten uns verständlich zu machen. Endlich erkannte er ein paar italienische Worte. Ich sei als deutscher Soldat 1944 hier gewesen, sagte ich, kratzte die Jahreszahl in den Boden und zeigte ihm meinen Paß mit dem Geburtsdatum. Ich verstand seine Antwort. Er war als 16jähriger mit seiner Mutter nach Ägypten verschifft worden, später nach Süditalien, sei also damals nicht dagewesen.

Ich wußte es nur zu gut. In jenen Wochen war ich von hier aus immer wieder unterwegs gewesen, herrenlose Schafe, Ziegen und Esel einzufangen und für uns zu schlachten. Einmal sogar eine Ziege aus dem Klosterweingarten des guten Pater Celestin, sie entkam mir aber bis zum Morgen wieder, denn natürlich geschah alles in der Nacht. Irgendwo ein unvorsichtiges Licht auf unserer Seite, und ein Hagel von Werfergranaten wäre von Korcula aus über uns hergefallen.

Der große Mann zeigte uns stolz kleine Landschaftsbildchen, die er unbeholfen gemalt hatte, dann brachte er einen Teller voll von ihm selbst in heißem Zucker gerösteten Mandeln aus dem Haus. Dazu stellte seine Frau eine Karaffe mit zwei Gläsern auf den Tisch. Prošek, der süße Rosinenwein! Wir hockten auf der niedrigen Mauer vor dem Haus, probierten von allem und bedankten uns mit dem Versprechen, ihnen Fotos von sich zu schicken. Beide schienen Gehbeschwerden zu haben, lebten dort oben wie am Ende der Welt und waren sich zugetan. Sie lächelten beim Zuhören wie Leute, die wissen, daß ihnen Gutes gesagt wird, auch wenn sie die Worte nicht verstehen können.

Selten habe ich die Sprachbarriere so schmerzlich empfunden. Hier war endlich einmal der Fall eingetreten, daß sich dieselben Menschen am selben Ort wieder einfanden. Nirgends war unterwegs die Kluft zwischen Wanderer und Gastgeber so schmal wie hier, auf historischem Boden sozusagen, alle Beteiligten unmittelbar davon betroffen.

Ich hatte mir längst abgewöhnt, meine Soldatenzeit in diesem Land zu verschweigen. Als ich einmal im Gespräch sagte, was damals auf Serbisch an allen Hauswänden stand und nur einer wissen kann, der dabei war, hieß es: Dieser Tito hat uns ein Leben unter dem Kommunismus eingebracht. Keiner will heute noch davon hören. Es stimmte natürlich. Zumindest Dalmatien könnte ohne Tito seit Jahrzehnten eine blühende Landschaft wie die italienische Riviera sein. Jeder behauene Stein ist heute noch Zeuge der großen Vergangenheit, die auf Venedig zurückgeht. Ob aber dann nicht eine weitere Costa Brava entstanden wäre?

In einigen Wochen wird in Konstanz als Antwort auf unsere Fotos ein dicker Briefumschlag aus Orebic eintreffen. Auf einem dicken Karton hat Svetomir uns eins seiner Aquarelle gewidmet: Im Klostergarten, von Olivenbäumen und Zypressen eingehüllt, ruht mit geschlossenen Fensterläden das alte Franziskanerkloster. Der Kirchturm hebt sich kaum vom steilen Karstgebirge ab. Lebendig allein wirkt die aus blassem Himmelsblau mit ausgebreiteten Flügeln herabschwebende weiße Taube, als brächte sie den Frieden. Hatte Svetomir aus meinen Worten doch mehr herausgehört als über meine Lippen kam?

Ich habe das Bild am selben Tag noch gerahmt. Es beschließt jetzt neben meinem Bücherschrank eine Reihe kleiner alter Kupferstiche, die ich seit Jahrzehnten hüte. Auf jedem ist eine einsame Kapelle im dalmatinischen Hinterland abbildet. Als habe nur noch dieses eine Bild gefehlt.

Eine Ahnung kommt mir jetzt, warum es gerade diese Darstellung sein sollte. Ich hatte die Fotos zur Weiterleitung unserer deutsch sprechenden Wohnungsvermieterin in Orebic geschickt und dazu das ganze Drumherum aus der Vergangenheit samt Orgelspiel bei Pater Celestin preisgegeben. Natürlich auch, daß Svetomirs heutige Bleibe einst auch meine war. Das Bild sagt mehr als Worte. Vielleicht lerne ich doch noch Kroatisch.

Auf dem Rückweg zum Auto beim Kloster auf einem anderen Weg musterten meine Augen die Landschaft nach allen Richtungen. So viel hat sich seit damals auf dieser teilweise eingedellten Schulter im Berghang verändert. Die Felder und Weinberge sind verschwunden, nur die herausragenden Ruinen sind noch sichtbar, der ganze mit wunderbaren Zypressen bewaldete Hang bis zur Küste hinunter ist neu. Am Ufer war damals eine Küstenbatterie der Marine in Stellung gewesen. Beim plötzlich notwendig gewordenen Rückzug flog deren Munitionslager in die Luft und eine Feuersäule reichte vom Meer bis zu unserer Stellung bei diesen Häusern. Ein schauerliches Bild.

Ein Abstecher nach Korcula in Stiefeln

Bei unserem ersten Aufenthalt oberhalb von Orebic im Herbst '43 hatten wir nur unter Artilleriebeschuß zu leiden gehabt. Wir hatten uns wohnlich eingerichtet. Jeder wußte, Korcula war unser Ziel. Es sollte ein Überraschungsschlag werden. Da wurden wir Funker kurz vor Weihnachten nach Janjina zurückgeschickt und dort einem Jägerbataillon zugeteilt. Erst im Hafen Drace erfuhren wir, es sei alles nicht wahr und der Einsatz verschoben. Wir versumpften darauf in einem kühlen Weinkeller. Die geheimen Partisanenfunker werden es sogar geglaubt haben, daß uns Deutschen Weihnachten heilig ist.

Dann hieß es mitten in der Nacht Auf's Schiff! Keine Inselschoner wie bisher, nein, Landungsboote, wie wir sie vorher nie gesehen hatten, nahmen uns auf. Hohe Stahlwände zu beiden Seiten und vorne schützten uns vor Beschuß. Nur der Turm mit einer Vierlingsflack überragte alles. Als es tagte, hatte unser Boot die ganze Halbinsel nördlich umfahren und stieß rechts vom Hafen Korcula in einer Seitenbucht aufs Ufer zu. Andere Boote landeten woanders.

Bevor unser Flackschütze noch einen Schuß abfeuern konnte, fiel er leblos von seinem exponierten Turm. Wer wird ihn freiwillig ersetzen? Es war nicht mehr nötig. Der Partisan hatte sein MG liegen gelassen und war geflohen. Die Eroberung des Hügels über der Stadt begann.

Der zweite Aufenthalt oberhalb Orebics war tragischer und endete für uns nach einem sommerlichen Zwischenspiel auf Hvar und Brac. Um nicht selber abgeschnitten zu werden,

sollte die dalmatinische Küste von uns geräumt werden. Es ging damals für uns oberhalb Orebics nur noch um das Zurückholen der letzten Verteidiger Korculas. Einer von uns Funkern mußte am 11. September noch hinüber, Feuerbefehle weiterzuleiten. Ein Himmelfahrtskommando. Wir schossen uns leer, der Rest würde ohnehin gesprengt werden.

Ich suche jetzt beim Zurücklaufen zum Auto das schwach geneigte Feld vor einem Haus, wo wir zwei Funker damals bei der Infanterie auf Beobachtungsposten waren und glaube, es gefunden zu haben. Dort war von unseren Jägern ein kleiner Unterstand in den harten Boden gesprengt worden, alles dick mit Baumstämmen und Steinen abgedeckt. Am Tellerrand sozusagen mit Blick aufs Meer hatten sich zwei MG-Schützen ein Loch gegraben und suchten den Kanal zwischen den Inseln nach feindlichen Booten ab. Ich sah eines Morgens ein Motorboot von Korcula unsere Küste ansteuern. Die MG-Schützen sahen es auch und ballerten mit Leuchtspurmunition los. Das Feuer lag gut, verriet aber auch mit der Leuchtspur unsere Stellung.

Im nächsten Augenblick ging ein Granatwerferüberfall von drüben über uns nieder. Ein Volltreffer zerfetzte die beiden MG-Schützen in ihrem winzigen Zweimannloch. Ein unglaublicher Zufall. Wir flüchteten in den Unterstand. Meinem freistehenden Tragtier riß eine Granate den Vorderfuß ab. Ich durfte es von seinen Leiden erlösen. Dann flüchtete die Marineartillerie, sprengte ihre Geschütze, Munition explodierte, der Berghang brannte lichterloh.

Wir sahen immer mehr Boote von Korcula herüberkommen. Unsere Batterie war schon abgezogen. Sie ließen das gesamte Troßgepäck zurück, darunter meinen Rucksack mit allen Fotos, die ich mit Flori zusammen auf unseren Bergtouren aufgenommen hatte. Mein größter Schatz damals, diese Erinnerungen.

Das schwere Funkgerät tragend, kämpften wir uns zusammen mit den Jägern über die Berge Richtung rettender Hafen. Bis sich der willige Esel einfangen ließ. In Trpanje, wo wir unsere Batterie wieder trafen, erwartete uns aber kein Schiff. Es sei nach Drace befohlen worden. Also weiter zurück über die Halbinsel zum geschützen Hafen Drace bei Janina. Nochmal 20 km vor uns.

An der sternförmigen Wegkreuzung ein seltsamer Anblick. Als unsere Jäger, von Orebic kommend, den Weg Richtung Trpanj freikämpfen wollten, kamen ihnen mit offenen Armen Partisanen entgegengesprungen. Sie hatten unsere Jäger in Tropenuniform für Engländer gehalten. Die aber schossen scharf und hingen den Rest an die starken Baumäste. Dieser Baum oder sein Nachfolger steht noch dort.

Kaum aber waren wir eine halbe Stunde in einem engen Tal Richtung Janina marschiert, schien sich am ganzen Hang rechts über uns jeder Felsblock in einen Partisan zu verwandeln. Es krachte aus allen Rohren und schien vorbei mit uns allen. Das übliche Bild, getroffene Tragtiere, Menschen auf Deckungssuche. Die Mauer neben der Straße bot einen winzigen toten Winkel. Die Jäger mußten hinauf und die Flanke freikämpfen. Sie waren zu schwach dazu, das bis Janina durchzuhalten. Unsere Kolonne war viel zu lang. Wir kehrten unter Feuerschutz nach Trpanj zurück. Dort saßen wir hinter den Funkgeräten und versuchten, ein rettendes Schiff dorthin zu dirigieren. Selten so einen um uns Funker bemühten Spieß erlebt. Die Verbindung klappte.

Mitten in der Nacht gingen wir von der Pier im Hafen an Bord. Die Geschütze mußten mit. Wir standen Schulter an Schulter auf dem Flachbodendeck. Für die Tragtiere war kein Platz. Sie wurden von unseren Leuten bis auf den letzten Vierbeiner erschossen, damit sie nicht den Partis in die Hände fielen. Tragtiere waren in diesem Gelände wertvoller als LKWs.

Wir waren damit noch nicht gerettet. Die Überfahrt nach Ploce war immer ungewiß. Schiffe mit Fronturlaubern an Bord waren schon von englischen Jabos versenkt worden. Sie warfen einmal, als ich von einem Funkkurs am Festland zurückkam, mitten in der Nacht fünf Bomben ab, die neben der Bordwand explodierten. Ich hatte einen brennenden Schmerz in der Wade verspürt, faßte hin und verbrannte mir auch noch die Hand. Ich hatte mich zu eng ans Schanzkleid gedrückt. Dort lief eine Auspuffleitung entlang.

Von Ploce aus zogen wir 1944 über Metkovic nach Tomislavgrad in die Herzegowina, eine fast hoffnungslose Igelstellung im Partisanenland. Das Zwischenspiel Dalmatinische Inseln war jedenfalls am 17. September ' 44 endgültig zu Ende.

Wieder in Wandersandalen

Nach soviel Erinnerung im Spiel, kamen wir nicht an den kleinen Restaurant im Freien vorbei. Wir fanden noch zwei Stühle und ließen es uns bei Steaks vom Grill und Plavac gutgehen. Die Viertelstunde zurück zum Auto in schwärzester Nacht ohne Taschenlampe war gar nicht so leicht zu bewältigen. Fast wie damals vor 59 Jahren. Soviel alles am ersten Tag, der für uns in Zaton bei Ragusa begonnen hatte.

Heute wollten wir den ganzen Tag auf Korcula verbringen. Wir warteten bereits vor 7 Uhr auf die Autofähre und erlebten die Stadt noch am frühen und kühlen Morgen zwischen den eng stehenden Häusern. Unsere damalige Landungsstelle zu suchen, war ganz zweckslos. Jede Bucht ist längst zugebaut. Wenigstens scheinen Parkuhren hier verpönt zu sein.

Eher zaudernd betrat ich die Stadt. Monatelang waren wir auf der Insel gewesen, auch auf Lehrgängen in nächster Nachbarschaft zum Ort. Nur betreten hatten wir ihn nie. Wir fanden die Kirche beeindruckend, die beiden Museen in alten Stadtpalästen voller Information. Wir standen vor einem alten Kupferstich der Stadt Korcula. 1486 war, von Konstanz kommend, ein gewisser Konrad von Grünemberg auf einer Pilgerreise nach Jerusalem hier vorbeigekommen und hatte seine Eindrücke verewigt.

Noch mehr Museums-Infos. Als wir im November ' 43 von Orebic aus diese Insel beobachteten, gab es hier eine gut organisierte Partisanenbrigade unter dem Kommando des englischen Offiziers Fitzroy McLean. Ob in Afrika, Indien oder Südostasien, überall dasselbe Bild. England liefert Offiziere und Waffen und läßt die Einheimischen für sich kämpfen. Im offenen Kampf waren diese Partisanen nichts wert. Sie flüchteten jedesmal Hals über Kopf, wenn sie ernsthaft attackiert wurden. Als der Hügel über der Stadt in unserer Hand war, glich der Vorstoß bis Vela Luka und Lumbarda einer Treibjagd, die nach fünf Tagen ihr Ende fand.

Wir hatten es ihnen leicht gemacht und die weiter draußen liegenden kleinen Inseln von Mljet (Meleda) über Lastovo bis Vis (Lissa) nicht länger besetzt gehalten, da sie bei der englischen Luftüberlegenheit nicht zu versorgen gewesen wären. Die aber hatten auf einer einen Flugplatz gebaut, und es hieß, Tito verbringe oft dort seine Zeit.

Die vielen englischen Flieger in der Luft waren im Endergebnis absurd. Als wir zu Weihnachten auf Korcula zustießen, war zur Unterstützung unseres Angriffs vom Festland her eine Messerschmidt 109 losgeschickt worden. Ein Flackkanonier hielt sie automatisch für eine Spitfire und schoß sie ab.

Marco Polos Geburtshaus, wenn dem so ist, verweigerte sich unserem Besuch. Dafür boten sich die massiven Türme in der Stadtmauer für eine Untersuchung an. Unsere Artillerietreffer waren längst ausgebessert worden, wenn nicht die bilderbuchreifen Turmkränze überhaupt nagelneu waren. Sonst wäre es auch nicht weiter schlimm. Als 1863 das Wiener Kriegsministerium erklärte, für den Erhalt der Stadtbefestigung nicht mehr aufkommen zu wollen, begannen die Bewohner damit, Mauern und Türme abzureißen. Kein O-weh-Geschrei also wegen ein paar Narben im noch stehenden Bokarturm.

Ein Luxushotel an der Hafenfront, das es damals natürlich nicht gab, machte uns neugierig. Ganz von oben herunter wurde uns mitgeteilt, wir hätten uns ein gutes halbes Jahr vorher anzumelden. Anders ging es Hermann Göring mit seiner Emmi auf Korcula. Der Pförtner des Frauenklosters am Ufer, in das wir eine Weile zu einem Funkkurs einzogen, berichtete uns 1943, er habe dort auf seiner Hochzeitsreise im Gästezimmer Halt gemacht.

Beinahe hätte ich mich mit einer jungen Schwester aus diesem Kloster angelegt. Sie kassierte das Eintrittsgeld im Dommuseum ab und behauptete felsenfest, 1943 sei ihr Kloster von deutschen Fliegern bombardiert worden. Davon hätte ich schließlich im Januar ' 44 im Kloster noch etwas sehen müssen.

Woher sie das wisse, jung wie sie war? Einmal sei ein weinerlicher deutscher Tourist dagewesen und wollte Buße tun, weil er damals ihr Kloster bombardiert habe. Sinnlos, ihr erklären zu wollen, daß es damals überhaupt keine deutschen Bomber in Dalmatien gab, und wenn schon, warum dann das außerhalb der befestigten Stadt in einer engen Bucht liegende, kaum sichtbare Kloster bombardieren? Ich schwieg und wollte ihr den Glauben an die reumütigen Deutschen nicht nehmen. Wenn im Stadtgebiet Bomben in jeder Menge fielen, dann in den ersten zwei Septemberwochen ' 44, als Engländer und Partis mit Gewalt die deutsche Besatzung von der Insel haben wollten, bis sie am 14.9. freiwillig ging.

Einmal hatten wir tatsächlich beobachtet, wie ein beschädigter englischer Bomber, der vom Festland Richtung Italien zurückflog, zwischen uns und Korcula ins Meer gestürzt war. Die Besatzung rettete sich im Fallschirm und wurde von Partisanen aus dem Wasser geholt.

Die erste Autostunde über die Insel vergeht, ohne Bekanntes wiederzusehen. Die Straße aus der Stadt hinaus ist neu und mit parkenden Autos verstopft. Aussichtlos, vor dem Kloster anzuhalten. Natürlich ist auch der Fährhafen auswärts. Am zweiten Angriffstag, dem 24.12.1943, verbrachte ich bei Boroselo, das oberhalb der Stadt liegt, die Weihnachtsnacht in einem niedrigen Schafstall. Es waren aber auch Weinfässer dort stehend gelagert. Auf einem saß ich mit angezogenen Knien, da beim Baumelnlassen der Beine die scharfe Faßkante nicht auszuhalten war. Es schüttete pausenlos vom Himmel. Deshalb durften wir uns mit den Funkgeräten ins Trockene retten. Am Fußboden war kein Platz. Dort lag ein Verletzter neben dem anderen.

Diesmal fiel mir auf, wieviele solche mit Naturplatten gedeckten niedrigen Steingebäude es bei Boroselo gab. Sie sehen alle gleich aus. Endlich kamen wir nach Pupnat, dem höchstgelegenen Ort. Dort wurden wir, als die Kampftage vorüber waren, auf die leeren Häuser verteilt, die Batterie baute ihre Geschütze in der Nähe auf. Drei Monate werden wir dort bleiben. Einmal im Januar wachen wir tief eingeschneit auf. Hundert Meter über dem Ort eignete sich ein Geländebuckel als Beobachtungsstelle. Dort wurde Tag und Nacht Posten geschoben.

Schlimmer war eine Nachtwache auf dem Friedhof, der von Zypressen umgeben war und abseits über dem Dorf lag. Verängstigter konnte sich ein Wachtposten nirgends in der Nacht fühlen. Die Platten über den Steingrüften waren nicht dicht. Verwesung lag in der Luft. Manchmal heulten Schakale, aber es hätten auch Angreifer sein können, die sich untereinander verständigten.

Wir ließen das Auto mitten im Ort bei der ehemaligen Casa del Popolo unter einem Baum stehen. Das einstöckigen Gebäude war nach der Eroberung durch die Italiener 1942 wie überall schon im faschistischen Italien zu einem Gemeinschaftsgebäude fürs Volk errichtet worden mit Festsälen, Leihbüchereien und Büros. Für einem Ort, der mehr niedrige, mit Steinplatten gedeckte Schaf- und Ziegenställe als Wohnhäuser besaß, hätte das von Segen sein können. Es war in der Bausubstanz noch unverändert, zwischen zwei zur Straße vorragenden Seitenflügeln führte eine Freitreppe in die Räume. Nur war das "Casa del Popolo" weg.

Im rechten Flügel hatte ich Ende Februar ' 44 sieben Tage Urlaub machen dürfen. Durchs Fenster sah ich zu, wie meine Kameraden in der Kälte eine Feuerstellung für die Geschütze aus dem steinigen Boden heraussprengen mußten oder wie sie andere Tage auf dem Dorfplatz beim Fußdienst wie in der Kaserne durch die Gegend gescheucht wurden. Mein Raum war anders als das Bauernhaus nicht verwanzt. Mir ging es gut und ich durfte endlich einmal Tag und Nacht schlafen. Offiziell geschah das allerdings bei Wasser und Brot, aber die Kameraden brachten mir alles, sogar Bücher trickreich durch einen Hintereingang.

Ganz egal, ob als Strafe gedacht, die Woche Arrest hat mir gut getan. Sie war nicht zu vermeiden gewesen. Immer in Sorgen, von Partisanen überfallen zu werden, mußten wir Tag und Nacht Wache stehen. Die schlimmste und einsamste war die auf der Hügelkuppe über dem Ort. Von dort konnte man nach beiden Seiten das Meer überblicken und eventuell Schiffe nahen sehen. Wir hatten uns dort oben eine brusthohe Mauer errichtet, hinter der wir einigermaßen vor dem kalten Wind geschützt waren.

Gegen die dicken Brummer, die in einigen Wochen von Schiffsgeschützen aus auf Pupnat abgefeuert werden, hätte das alles nichts genützt. Es hätte dem einsamen Wachposten dort oben auch nicht geholfen, die Augen offen zu halten. Hätte sich katzengleich ein Partisan herangeschlichen - sie benutzten statt Schuhen aus Ziegenlederfetzen zusammengeschnürte Opanken -, hätte er den Posten so und anders überwältigt.

Es war für uns einfach zuviel, jeweils eine halbe Nacht lang als einzelner Soldat dort oben Posten zu stehen. Vielleicht hatten wir nicht genug Soldaten, oder man wußte sowieso, daß es besser war, nur einen Posten statt zwei zu verlieren. Vielleicht gab er vor dem Halsabschneiden noch einen Schuß ab und alle im Dorf waren gewarnt. Zwangsläufig nickte man auch, gegen die Mauer gelehnt, im Stehen ein. Mir war das sogar beim Marschieren passiert.

So muß es also gewesen sein, als unser Funkunteroffizier aus der Tschechei den Auftrag bekam, die Posten zu kontrollieren. Er war als Volksdeutscher vermutlich vom tschechichen Militär übernommen worden und wurde seiner miesen Art wegen von uns allen gehaßt. Das war tief eingefressenes, also traditionsgemäßes Verhalten unter den Angehörigen ehemaliger k.k.Länder. Mein "Parole!"-Rufen hätte mir viel früher aus dem Hals kommen müssen. Ich hatte sein Anschleichen nicht bemerkt, war also im Schlaf überrascht worden. Als ob das den fehlenden Schlaf in Zukunft bei mir oder anderen ersetzen würde, gab es darauf eine Woche "Bau".

Es war die humanste Art, fehlenden Schlaf nachzuholen, denke ich heute. Soviel muß unser wesentlich älterer Batteriechef, der immerhin Dr.Pötz hieß, als intelligenter Mensch auch gemerkt haben, daß wir 18jährigen überfordert wurden bei diesem Kriegsgeschäft. Zufrieden schreibe ich am 2. Tag ins Tagebuch: Um 19 Uhr ist Zapfenstreich, um 8 Uhr Wecken, was kann mich da vor sieben Tagen Bau erschrecken!

Dies alles vor dem verschlossenen Gebäude erklärt, mühte ich mich mit Antje zusammen anschließend über die glühendheiße Dorfstraße zwischen den wenigen primitiven und nur aus Naturstein errichteten Häusern bergauf. Nicht den schlimmen Aussichtspunkt wollte ich wiedersehen, sondern den Ort unserer sogenannten "Friedhofswache" wiederfinden, sozusagen noch einmal das Gruseln lernen. Da fiel uns erst auf, wir hatten im ganzen Ort bisher noch keinen Menschen gesehen und dabei blieb es auch. Gut, es war Sonntag und Mittagszeit dazu.

Wir fanden unser Ziel knapp 100 m über dem Dorf in einem Wald. In der Erinnerungen lag der Ort viel näher und war nicht hinter Bäumen versteckt gewesen. Die Friedhofskapelle war noch da, die damals schlecht riechenden Steingrüfte, die schlanken Zypressen. Nur der Wald, der heute alles von außen verbirgt, ist neu. Er war wahrscheinlich schon vor uns von den Italienern umgehauen worden, damit das Vorgelände jenseits der Friedhofsmauer übersichtlich blieb. Ich erinnere mich an die zypressenumstandene Friedhofskapelle zwischen den Grüften und ihren Marmordenkmälern wie eine schauerliche Insel in der Landschaft, eine Art Toteninsel Böcklins.

Wo es bei der Kreuzung ins Dorf zurück ging, überraschte mich diesmal ein Denkmal, wie alle dergleichen aus dem Jahre 1954. Hier waren schon ein Jahr vor unserer Anwesenheit angreifende Partisanen den italienischen Verteidigern Pupnats zum Opfer gefallen.

Eigentlich hätten wir jetzt an dieser Stelle nach links der alten Inselstraße nach Cara folgen müssen, nahmen aber die moderne, die uns rasch weiterbrachte und uns unterwegs immer öfter fragen ließ, ob das in der Mittagshitze noch Sinn mache. Im Dezember ' 44 hatte ich den Angriff bis Blato mitgemacht, dreckig, naß und mit zerrissener Uniform. Heute wundert es mich nur noch, wie wir das alles zu Fuß geschafft haben. Die Insel war endlich in unserer Hand, wurde aber anschließend nur von Spähtrupps durchstreift und diese gerieten in manchen Hinterhalt. Wir hatten einfach keine Leute als Besatzungstruppen herzugeben, wie es die Italiener jahrelang taten, bis sie im September ' 43 einfach abrückten und den Titos die Insel überließen.

Auf unserer nicht enden wollenden Fahrt entlang vieler Hügelketten, verwandelte sich langsam die Landschaft von kargem, unfruchtbaren Karstbergen in ebenso unfruchtbare Höhenzüge, zwischen denen sich aber durch Humusablagerungen fruchtbare Rebkulturen angesiedelt hatten. Der Weinbau hat jetzt wieder Zukunft. Die Reblaus hatte ab 1921 dazu geführt, daß die Hälfte der Bevölkerung nach Übersee auswanderte.

Uns reichte es an dieser Stelle. Wir hatten sowieso keine Chance, vor Ort den hiesigen Wein zu probieren, kehrten in Smokvica um und rollten die nächste Stunde zum entgegengesetzten Ende der Insel. Bei Lumbarda in einer Badebucht endlich Abkühlung.

Keine Hoffnung, am Abend noch mehr von der Inselhauptstadt zu sehen. Ihre Umgebung ist völlig zugebaut und die Straßen ins Zentrum sind eng. Wir haben nicht einmal unser Angriffsziel vom ersten Tag zu sehen gekriegt, die Festung über der Stadt. Sie war um 1616 von den Venezianern errichtet worden, als vor Korcula die venezianische Flotte überwinterte. Zwischen 1803 und 1813 bauten napoleonische Truppen ihr eigenes Fort. Von Wellington erobert, errichtete dieser zu guter Letzt ein englisches Fort. Sicher hatten auch die Italiener das Fort weiter befestigt und für unsere Truppen war es 1944 ein Fels in der Brandung. Laut Tagebuch fand ich am 24. Dezember ' 43 in der Nähe die weggeworfene Uniformjacke eines

flüchtenden Partisanenführers und in der Brusttasche einen Montblancfüller mit Goldfeder. Welcher deutsche Soldat mag dafür sein Leben hergegeben haben. Nach einer halben Stunde Wartezeit nahm uns die Fähre nach Orebic wieder mit.

Räder rollen wiederc

Bevor wir zur Insel Brac von Split aus von neuem das Festland verlassen, rollt unser braver Renault einen riesigen Umweg ab. Von Trpanj, dem Hafen mit dem schauerlichen Muligemetzel, bringt uns die Fähre nach Ploce, alles genauso wie damals, nur hochindustrialisiert. Wir folgen dem Neretvatal, baden aber diesmal nicht in seinen Fluten, was uns damals, Gott weiß warum, eine zusätzliche Strafwache eingebracht hatte, sondern kaufen eine riesige Wassermelone.

Hinter Metkovic sind wir in der Herzegowina. Das Tal wird enger. Mittelalterliche Festungen am Talrand. Dann Mostar. Wir trauen unseren Augen nicht. Soviele Ruinen. Wir finden 100 m von der ehemaligen Brücke einen verbotenen Parkplatz, aber niemand kümmert sich hier darum. Sie haben andere Sorgen. Ich hatte einmal gehört, die Brücke sei wieder aufgebaut. Eine eiserne Fußgängerbrücke gibt es.

Daneben ist die eiserne Trägerkonstruktion, auf der die ersten Steine ruhen für den Brückenbogen. Am 22.8.2003, also 33 Tage nach unserem Besuch, werden die deutschen Nachrichten verkünden, die historische Brücke von Mostar sei nach zehn Jahren jetzt so gut wie wiederhergestellt. Eine tolle Ente, mit der irgendjemand eine Absicht verfolgt. Wahrscheinlich war einfach nach einem Jahrzehnt eine Erfolgsnachricht nötig um zu zeigen, daß die Aufbauhilfe nicht ganz in die Neretva geflossen war. Tatsächlich fehlt auf unseren Fotos aus nächster Nähe noch das Mittelstück des Rundbogens. Von der darüber ruhenden Brücke war noch kein Stein vorhanden.

Weiter hieß es in den Nachrichten, im Kampf gegen Moslems hätten kroatische Bosnier die Brücke mit Granaten zerstört gehabt. Es scheint keiner genau zu wissen, was eigentlich dort passiert ist. Kroatische Bosnier, das klingt wie "deutsche Franzosen". Es wird noch viel Zeit vergehen, bis die Brücke vollendet ist, und es ist mit der Brücke allein nicht getan. Drumherum ist das ganze orientalische Viertel kaputt. In den Ruinen haben sich Restaurants und Andenkenläden breitgemacht.

Weil sich vom Felsenrand über der Neretva gute Fotos schießen lassen, bestellen wir auf einer Restaurantterrasse zwei Türkische Kaffee in kleinen Tassen. Antje hatte dort vor 30 Jahren schon einmal Türkischen Kaffee getrunken, und wir hätten jetzt gut einen brauchen können. Das gäbe es nicht mehr, wurde uns geantwortet.

Ich darauf zu Antje: »Weißt du, was der jetzt denkt: Nun haben wir das ganze Moslemviertel in Schutt und Asche gelegt und jetzt kommt jemand, und will hier Kaffee auf moslemische Art trinken. Wo gibt' s denn das!«

Ganz sicher hat es Ende ' 44 noch türkischen Kaffee gegeben. Wir lagerten ein paar Tage am Stadtrand und warteten auf einen Güterzug, der uns nach Sarajewo brächte und das zu einer Zeit, als die weitere Umgebung schon in Partisanenhand war. Wir hatten die Ruhe weg. Jeden Abend führte uns ein Spaziergang über die Brücke zu einem jenseits gelegenen alten Gebäude, dessen hohe Mauern heute noch stehen. Dort war das Soldatenkino. Wie Wilhelm Furtwängler im Dezember ' 44 in den Ruinen von Berlin und Wien die Eroica Beethovens und ausgerechnet die London-Symphonie Haydns dirigierte, drehten sich hier die Lichtbildprojektoren unbeirrt weiter. Wir sahen am ersten Abend Akrobat Schön, am nächsten Sieben Jahre Pech und das mit Untertiteln in der Landessprache.

Aus dem Trümmerfeld ragen heute zwei neue Gebäude heraus, die Hauswände ganz aus getöntem Glas: die Verwaltungen von Siemens und Volksbank. Das wirkt in diesem Steinbruch einer fensterlos gewordenen Stadt, wo selbst die Fensterrahmen noch verheizt worden sein müssen, ganz surrealistisch. Wir vermißten einen roten Aufkleber am Gebäude: Vorsicht, Glas! Weiter außerhalb ist es weniger schlimm. Es macht den Eindruck, als habe sich die Wut hauptsächlich gegen das Moslemviertel gerichtet, das eigentliche alte Mostar. Petar I., der Zarenenkel, hätte wahrscheinlich auch so gewütet. Wie als Kontrast dazu entfernen wir uns über eine supermoderne breite Landstraße landeinwärts. Unser Ziel ist Tomislavgrad, circa 90 km weit weg.

Zeit für Nagelschuhe

Wir waren dort im verregneten Oktober/November ' 44 zusammen mit einer SS-Kampfgruppe völlig eingeschlossen und vermutlich auch abgeschrieben. Einzige Hoffnung, die SS besaß einen kleinen Panzer. Wir sollten in unserer Igelstellung die Partisanen verunsichern und ihr weiteres Vordringen nach Norden bremsen, damit die Rückzugsstraße über Mostar und Sarajewo noch eine Weile offen blieb. Ein Nachschubkonvoi mit Munition mußte sich unter dem Infanterieschutz eines ganzen Bataillons zu uns durchkämpfen. Ein Himmelfahrtskommando. Drei Wochen lang gab es keine Post. Später, hieß es, würden wir durch die Luft versorgt.

Unser Troß befand sich damals bei den Tabakstädten Ljubuški Vitina und Imotski. Die befanden sich in einer ähnlich erbärmlichen Lage. Es gab nur eine Zufahrtstraße über einen sehr hohen Paß von der Küste herauf, der jedesmal erst freigekämpft werden mußte, wenn LKWs unterwegs waren. Er hieß unter Landsern seiner Gefährlichkeit wegen der Kalte Arsch.

Tomislavgrad liegt 1000 m hoch und es war kalt und schneite damals. Tagsüber schossen englische Jagdbomber auf uns, nachts war wegen der Partisanen immer Gefechtsbereitschaft. Wir waren der Kälte und Nässe wegen in Häusern untergebracht. Mein Tagebuch berichtet, es gab "Stubendurchgang". Ein Unteroffizier kontrollierte also kasernenmäßig, ob wir unsere Zimmer und Schlafstellen in Ordnung hielten. Die Wohnungsinhaberin stand fassungslos daneben und verstand überhaupt nichts mehr, als er an der nicht ganz straffen Kante meines Leintuches etwas auszusetzen fand.

Wir fuhren jetzt auf derselben Straße über Posušje ans Ziel, die wir damals mit 150 Pferden im Troß zu Fuß nach Mostar zurückmarschiert waren. Mehrere Pässe nahmen uns damals alle Kräfte. Vielleicht, weil wir immer nachts marschierten, erinnerte mich diesmal nichts mehr an damals. Bei einer alten Festung auf einem Bergpaß, vielleicht Vranic, rasteten wir damals viele Stunden. Ich fand die Festung nicht mehr. Damals verschlief ich es, mir Essen aus der Gulaschkanone zu holen. Es hatte wolkenbruchartig stundenlang gegossen, und ich wollte nur noch schlafen.

Jedesmal vor einem Aufbruch zum Weitermarsch startete unsere Infanterie unter Geschützbeteiligung einen Angriff in diese oder jene Richtung. Einmal wurden 60 tote Partis gezählt. Ich weiß nicht, wer besser dran war, die uns vorausfahrenden Lastwagen oder wir zu Fuß.

Mit dem Essen war es die letzten Wochen nicht weit her. In einer Doline neben der Straße, vielleicht 30 m tiefer, sah ich ein abgeerntetes Kohlfeld. Trotzdem stieg ich hinunter, fand noch einen ganzen Kohlkopf und aß ihn beim Weitermarsch wie ein Hase daran knabbernd, aus der Hand in den Mund.

Die gesamte weite Ebene um Tomislavgrad erschien uns diesmal wie eine einzige Doline, also eine flache fruchtbare Ebene zwischen kahlen Bergrücken, als sei ein gleichmäßiger Seeboden übrig geblieben nach Ablauf des Wassers. Tatsächlich versickerte wohl schon immer das Wasser im karstigen Unterboden wie in einem Sieb und ließ diese eingesunkenen Dolinen zurück.

Tomislavgrad verwirrt uns schon aus der Ferne. Wo mochte das alte Stadtzentrum gewesen sein? Riesige Neubauviertel sind weit draußen entstanden, erstaunlich viele Lagerhallen mit Getränkekisten. Auf gut Glück und mehr durch Zufall geraten wir auf eine schmale Einbahnstraße, die uns direkt durchs alte Zentrum führt.

Ich erkenne die riesige Halle wieder, die damals unsere gesamten Vorräte schützte, darf aber nicht anhalten. Sie muß wiederaufgebaut worden sein, denn sie wurde mit aller Munition, die nicht mehr mitgenommen werden konnte, gesprengt, als wir die Stadt verließen. Nicht weit weg sind die Mauern des Klosters zu sehen. Wir hatten es damals nicht geschafft, es aufzusuchen. Es war einfach zu gefährlich, sich im Freien sehen zu lassen. Bevor wir diesmal einen Parkplatz gefunden hatten, waren wir schon außerhalb und nach der langen Fahrt zu erschöpft, noch einmal eine Runde zu drehen.

Also weiter Richtung Livno. Nach 9 km fuhren wir am kleinen Ort Mokronoge vorbei. Der Ortsname heißt nicht nur "Nasse Füße", wir steckten damals bei einem morgendlichen Angriff

auf das von Partis besetzte Dorf bis zum Bauch in einem zu dünn zugefrorenen See. Ein Glück, das vor dem Angriff unser Schweres Maschinengewehr erhöht aufgebaut worden war und jetzt über unsere Köpfe hinweg direkt ins Dorf ballerte. Die Partis rannten weg, sie hätte uns im Wasser auch abknallen können.

Die heutige, oben entlang laufende Straße gab es damals noch nicht. Wir hatten uns durch eine enge Talsenke genähert. Anschließend wurden wir zwei Funker, der ebenfalls nassen Geräte wegen, als erste aus dem eroberten Dorf auf den Rückweg geschickt. Unser Pech: Nicht alle Partis waren auf der anderen Bergseite Richtung Livno ins Tal hinunter gejagt worden. Einige saßen über dem Ort entlang der Hügelkette Richtung Tomislavgrad.

Von dort aus sahen sie uns beide mit den Funkgeräten am Rücken wie auf einem Präsentierteller hintereinander über die nassen Wiesen laufen. Da klatschten auch schon Gewehrschüsse in den Boden, Dreck und Wasser spritzen auf. Wir durften uns nichts anmerken lassen, wie nahe die Einschläge lagen und marschierten stoisch weiter. Nur nicht zu erkennen geben, wie gut sie schossen. Auf gut 1000 m Entfernung haben sie wohl selber eingesehen, daß das nichts bringt und ließen uns endlich in Ruhe. Wir atmeten auf. Es war kein gutes Gefühl gewesen, hilflos, also deckungslos jedem Heckenschützen ausgeliefert zu sein.

Wie auf unserer Reise öfter, war beim Vorbeifahren die Straße zu eng und zu kurvenreich, wenigstens kurz anzuhalten und alles noch einmal "hochkommen" zu lassen. Dann lenkten uns Radarkontrollen ab, bzw. das Scheinwerferblinken der uns Entgegenkommenden. Soviel war aber unübersehbar: Dieses Gebiet der Herzegowina ist noch heute dieselbe Landschaft wie damals, tischebene Getreidefelder, Almwiesen, Geröllströme, verkarstete Bergkuppen. Schön, fruchtbar und von grenzenloser Weite, aber natürlich nicht damals im Winter für uns.

In die Länge dehnte sich dann die Fahrt über Livno an einem Stausee vorbei zurück zur kroatischen Grenze oben im Küstengebirge. Kurz vor Sinje fanden wir ein sympatisches Hotel am Fluß, das zum Abendessen Froschschenkel und Südwasserkrebse versprach. Die Froschenkel stammten wohl von Laubfröschen, so klein waren sie, die knallroten Krebse ernteten umso mehr Lob.

Leider waren unserem Franzmann in den letzten Wochen die vielen Bergstraßen mit unzähligen Schaltvorgängen auf die Nerven gegangen. Das Auto fuhr schon seit einigen Tagen nicht mehr im 1. und im Rückwärtsgang los. Das ließ sich bändigen. Zuerst Gang einlegen, dann starten, möglichst nicht bergauf, denn die ganze Last trug dann der Startermotor. War der Wagen erst im Rollen, ließen sich die oberen Gängen leicht bedienen, am besten auf Schnellstraßen. Die gab es aber nur selten. Schlimm war es vor roten Ampeln und im langsam schleichenden Stauverkehr.

Endlich am heißen Vormittag nach Split hinunterrollend, suchten wir nach der Renault-Vertretung. Sie erkannten genau das Problem. 48 Stunden würden wir auf das reparierte Auto warten müssen. Das war nun unser Problem. Unsere Zeit wurde knapp. Wir hätten auf die Reise zur Insel Brac verzichten müssen. Uns für zwei Tage einen Leihwagen zu nehmen, das fiel uns erst in der frischen Luft auf der Fähre ein, da hatte die Hitze nachgelassen.

Immerhin, wir hatten auf die Reparatur mutig verzichtet und waren ganz einfach an Bord gerollt. Ich hatte nicht, wie vorgestern in Trpanj rückwärts hochrollen und einparken müssen, weil die Fähre keinen durchlaufenden Tunnel besaß. Kein Mensch verstand meine Mannöver, und ich hätte es auch nicht erklären dürfen. Sie hätten uns womöglich wegen Fahruntüchtigkeit gar nicht mitgenommen, dabei bewies ich mit meinen Mannövern genau das Gegenteil.

Nach zwei Stunden landeten wir im Fährhafen von Supetar auf Brac. Unser Ziel, der Badeort Bol, lag hinter einem 780 m hohem Berg auf der anderen Inselseite. Uns trennte eine lange und hohe Paßstraße davon. Ich hatte jetzt zwei Probleme, die Kupplung und meine Beifahrerin, deren Ohren immer größer wurden, da sie auf jedes Nebengeräusch achtete.

Zum Glück gab es Ablenkung genug. Einmal waren das die beigefarbenen Marmorbrüche, die sogar für den Berliner Reichstag die Steine geliefert hatten. Ansonsten unterschied sich die bergige Insel von Korcula durch noch mehr gartenlaubengroße Steinhügel, einer am anderen wie ein grobes Strickmuster. Seit Jahrhunderten waren sie von den fleißigen Bewohnern angehäuft worden, damit dazwischen ein bißchen bearbeitbarer Erdboden frei wurde. Dort pflanzten sie Olivenbäume, Weißkohl, später auch Wein. Den Wein holte sich die

Reblaus, die verarmten Bauern wanderten aus und die winzigen Felder holte sich der Busch zurück. Nur die Steinwälle blieben und Ziegen weiden jetzt dort.

Wir waren damals in unserer Beobachtungsstelle oberhalb Sumartin umgeben von solchen Steinmassen gewesen. Einer besaß sogar einen Zugang zu einem beim Bau freigelassenen Innenraum. In der größten Mittagshitze zogen wir uns dorthin ins Kühle zurück. Wir mußten nur aufpassen, nicht über die hauchdünnen Drähte zu stolpern, das hätte die Explosion versteckter Minen ausgelöst. Einem von uns war das in der Nacht bei der Weintraubensuche passiert. Der Verwundete wurde wegen Selbstverstümmelung auch noch vor das Kriegsgericht gebracht.

Wie hätten wir uns anders ohne Minen dort oben verteidigen sollen. Die Bäume hatten mir gefällt, damit wir freies Schußfeld hatten, die Steinberge und Steinmauern waren unangreiflich. Laut Tagebuch hatte ich am 23.7.44 zwischen denselben Stolperdrähten Kirschen von dort stehenden Bäumen geerntet. Die Drähte seien bei Tage gut zu sehen gewesen, schrieb ich. Wir wollen in den nächsten Tagen danach suchen.

Brac zu Fuß und im Franzmann

Endlich von oben der Blick auf Bol, ein zugebauter Küstenort, wie wir ihn schon von Budua und Orebic her kannten. Viel zu hitzegeschädigt, jetzt von Haus zu Haus eine Zimmervermieterin zu suchen, die in den schmalen Gassen auch noch einen Parkplatz vor der Tür hat. Wir versuchten es bei zwei Hotels über dem Ufer. Alles besetzt. Endlich im Hotel Hirschen - Hirsch auf Altgriechisch "Elaphusa" - ein teures Zimmer. Schlimmer: Zufahrt schmal und steil hinunter. Wegen der dort stehenden Hotelautos Umkehren unmöglich, also nach Kofferauspacken nur im Rückwärtsgang wieder hinauf und einen Parkplatz suchen. Unser Franzmann benahm sich bewundernswert dabei - wie einer, der sich nicht anmerken lassen will, daß er ein Holzbein hat.

Eine Stunde später schwammen wir bereits im klaren Wasser unter der Uferpromenade. Zum alten Ortszentrum war es abends auf derselben Promenade nur eine Viertelstunde. Es sind die Kleinigkeiten, die unseren Augen noch auffallen, ein verschnörkeltes spätgotisches Doppelfenster aus Venezianerzeit, eine steinalte Hausfassade mit Blumenkästen, die von Blüten überquellen. Der Rest ist wie überall, Ramschläden einer am anderen. Der Duft eines offenen Holzkohlenfeuers zog uns zu einer Restaurantterrasse über dem Hafen hinauf. Fleisch! Der Abend war gerettet.

Der 22.Juli sieht uns den ganzen Tag am sogenannten Goldenen Horn, einer ins Meer hinausragenden Landspitze aus wanderndem Sand. Die Menschenansammlung sieht von weitem schlimmer aus als sie ist. Wir finden Platz am Ufer, aber Sand wie in der Karibik ist das nicht. Im besten Fall feiner Kies. Dafür ist das Wasser noch klarer, der erfrischende Wind kräftiger.

Um die Mittagszeit tauchen an die hundert Surfer auf und rasen zwischen unserem Ufer und dem gegenüberliegenden der Insel Hvar hin und her. Ein ganz Schlauer läßt sich von einem hochsteigenden "Segeldrachen" im Schnellzugtempo durchs Wasser ziehen. Am Abend stellen wir fest: Wir haben uns nicht verbrannt, unsere Haut ist nach zwei Wochen bereits "feuerfest". Abends noch einmal unsere Fleischquelle im "Kaštil", diesmal mit einer hochgelobten Flasche Wein von Hvar, das uns den ganzen Tag gegenüberlag. Von dort käme der beste Inselwein.

Am 23. habe ich einiges vor. Natürlich möchte ich mit dem Auto auf den höchsten Berg, da in der Nähe davon der heftige Kampf unserer Einheit gegen einen Partisanenangriff unter englischer Führung stattgefunden hatte. Eigentlich bei unserem maroden Auto allein schon der Gedanke daran nicht zu Ende denkbar. Deshalb schlage ich abwiegelnd nur einen Ausflug zum östlichen Inselende vor. Dort liegt der kleine Hafen Sumartin. Er liegt dem Festland gegenüber und war von uns stark befestigt gewesen.

Auch dorthin gab es nur die Paßstraße über Gornj Humac. Das schafften wir. Die verschnörkelte, sehr geschützte Sumartinbucht sah von oben einladend aus. Noch immer werden Küstenschoner dort gebaut oder repariert. Die hinausragende Pier ist noch da, von der wir bei einer hausgemachten Sportveranstaltung im Juli ' 44 ein Weittauchen über 25 m veranstaltet hatten und ich gewann beim zweiten Mal. Beim ersten Versuch war ich im Kreis

zur Pier zurückgeschwommen. Wir besaßen natürlich keine Schwimmbrillen wie heute. Mitte August fand dort unter Beteiligung einer Küstenartillerieabteilung ein Heimatabend statt. Besonders ein Sänger namens Fred Holm machte großen Eindruck auf uns.

Wir laufen diesmal die ganze Hafenbucht aus. Viele villenähnliche neue Häuser und vor jedem ein armseliger Betonsteg über Felsbrocken, da tiefes Wasser sonst nicht erreichbar. Nur einen kleinen Laden, der Trinkwasserflaschen verkauft, fanden wir nicht. Wir hätten halt danach fragen müssen. Vielleicht im weiter oben liegenden Ort Selca. Wasser war schon damals ein Problem. Es gab nur dort welches, wo sich in einer Zisterne neben dem Haus noch angesammeltes Regenwasser befand.

Selca überraschte uns durch seine weiße Kirche in falscher Gotik. Als wir am 26. Juli ' 44 hier Gottesdienst hatten, war mir das gar nicht aufgefallen. Auf dieser Marmorinsel scheint jeder sich gerne als Steinmetz zu betätigen. In einem Hain stehen nebeneinander auf drei Säulen der überlebensgroße Kopf von Genscher, vom damaligen kroatischen Präsidenten Tudjman und noch einem. Endlich fanden wir auch, was wir wirklich suchten: Hinter der Schule auf einer Ehrensäule den Kopf Leo Tolstoys von 1911. Eine Namenstafel fehlte. Er hat unerkannt die Zeiten überdauert.

Laut meines Tagebuches waren wir immer nur in Selca, wenn wir behauene Steinquader für unsere verbunkerte B-Stelle brauchten, oder die zugenähten Ziegenlederwänste mit Trinkwasser füllten. Der steile Weg hinauf nach Novo Selo, wo wir hausten, war für unsre Mulis kaum zu schaffen gewesen. Heute ist fast jedes Haus in Selca neu und strahlt nur so im Schein seiner weißen Steine.

Wir konnten es nicht fassen. Heute wird Neretvawasser mittels Unterwasserröhren nach Brac gepumpt. Heute führt auch eine Straße nach Novo Selo weiter den Berg hinauf. Neben dem Gemeindeamt Schatten fürs Auto unter einem Baum, auch eine Bank an der Mauer, die wir noch schätzen lernen werden. Wir hatten nämlich weder in Selca, und schon gar nicht im winzigen N.Selo einen Laden mit Trinkwasser gefunden. Wie meistens immer bei uns, fiel der anstrengendste Tagesteil in die heißen Mittagsstunden. Sonst hätten wir nicht alles geschafft, was wir uns morgens vorgenommen hatten.

Wir hatten diesmal die Suche nach unserer B-Stelle geplant. Ein steiler, holpriger Weg, ganz wie damals und ohne jeden Schatten. Die höchste Stelle überragt ein eiserner Relaisturm. Wir sahen ihn schon von weitem. Dort müßte es gewesen sein, den ich hatte damals Skizzen aller sichtbaren Hügel mit Höhenangabe für unsere Artillerei gezeichnet. Der Befehl "Sperrfeuer auf Höhe 406!", jeder wußte, was gemeint war.

Vorher die erste Enttäuschung: Ein großer Teil unseres Bergrückens war zu einem fußballplatzgroßen Steinbruch geworden. Professionell wurden hier gerade von Lastwagen noch transportierbare Marmorbrocken aus dem Berg gesägt. Ein großer dort abgestellter PKW sah dazwischen wie ein Auto aus dem Spielzeugladen neben Bauklötzen aus.

Wir zwangen uns trotzdem weiter bis zum höchsten Punkt. Wir hätten auf den Relaisturm klettern müssen, um etwas zu sehen. Gut 10 m hohe Kiefern verstellten in alle Richtungen den Blick ins Weite. Die gab es vor 60 Jahren noch nicht.

Wir durchstreiften jetzt wenigstens die umliegende, lebensfeindliche Umgebung und kletterten über die Mauern. Es soll 4 m lange harmlose Schlangen geben, aber der Anblick davon hätte uns schon gereicht, denn wer mißt vorher die Schlangenlänge. Die Vergangenheit schien zum Greifen nahe, wohin ich blickte. Dieselben riesigen sauber aufgeschichteten Berge von Feldsteinen, garagengroße Berge und ein Gitternetz von Mauern in alle Richtungen. Dazwischen handtuchgroße, brachliegende und jetzt mit Disteln übersäte Felder. Wir hatten uns damals einen massiven Unterstand gebaut, der einmal sogar eine eigene Granate aufs Dach aushielt. Nichts davon. Vielleicht mit den Marmorquadern verschwunden.

Zuletzt war 1944 alle harte Arbeit umsonst gewesen. Die Insel war so nicht zu halten. Einmal kam ein Spähtrupp Richtung Pucišca nicht zurück. Der Zug Jäger unserer 738er war in einem Hinterhalt umgebracht worden. Am nächsten Tag war ich als Funker von 3 Uhr früh bis 18 Uhr mit einem anderen Zug Jäger dabei, das Verschwinden zu erklären und Rache für die ermordeten 30 (?)Kameraden zu nehmen.

Um nicht selbst in einen Hinterhalt zu geraten, plagten wir uns über einen Höhenrücken Richtung Hum. Die Höhenangabe habe ich verewigt: 350, 406, 401, 403, 411 und wieder 401. Sie stehen bis auf 411 nicht auf der Fahrradkarte für Mountain Biker, die wir in Bol erstanden

hatten. Das Wasser in der Feldflasche war schon 7 Uhr morgens ausgetrunken gewesen. Dazu die Hitze und immer die 25 kg Gewicht auf den Schultern.

Die Schuldigen waren am Nachmittag wohl aufgestöbert worden. Als einzelne Schüsse fielen, stärkten wir uns gerade hinter einer Weinbergmauer an den nicht geernteten, aber reifen Trauben. Das schlimmste damals: wir kriegten am Funkgerät keine Verbindung zurück zur Feuerstelle, die ganze Mühe für uns zwei Funker war also umsonst gewesen. Niederdrückend das auch für die Jäger, die auf Artillerieunterstützung in diesem Gelände angewiesen waren. Wir kamen uns sehr überflüssig vor. Die Schuld wurde dann immer auf uns geschoben und lag nur an den vorsintflutlichen Röhrengeräten, zu deren Bedienung ein Säureakku und auch eine Anodenbatterie gehörten. Sie leerten sich in den heißen Stahlkästen vielleicht zu schnell.

Was mir beim Nachlesen der Zeit in Orebic und oberhalb Sumartins auffiel, wie gerne wir eine Stunde weit für ein Bad im Meer hinuntersprangen, vor allem uns hinterher auch wieder hinaufplagten.

Diesmal saßen Antje und ich endlich auf der schattigen Bank im Dorfzentrum. Keine Menschenseele zu sehen, die wir nach einem Laden mit Wasser hätten fragen können. Ein Blick genügte, um auch so zu wissen, hier oben gab es keinen Laden. Vielleicht in Humac? Das lag am Rückweg. Der frische Fahrtwind wird die Wasserflasche ersetzen.

Was hatten wir im August ' 44 dort unten in Sumartin für ein Glück gehab Ein Schoner holte uns in der Nacht zum 23. ab. Wir wurden aber nicht in Place ausgeladen, sondern nach Viganj weitergeschickt, wo wir endlich in Orebic die zweite Hälfte unserer Batterie wiederfanden. Es ging dort nur noch darum, den Rückzug aus Korcula zu decken.

Als einen Monat später auch Brac geräumt werden sollte, ging alles daneben. Unsere Einheiten waren den Engländern auf dem nahen Hvar natürlich ein Dorn im Auge gewesen. Am 7.9. waren "Brandenburger" (Küstenjäger) auf Hvar mitten im Hafen von Jelca und Starigrad auf Schnellbooten gelandet und hatten die Engländer völlig überrumpelt. An die 1000 Titos lagen dort und rannten in die Berge. Es wurden in Eile alle Munitions- und Verpflegungslager gesprengt, sowie das Stabsquartier mit allen Funkeinrichtungen zerstört.

Jetzt kam die Retourkutsche. Die Engländer landeten mit ihren Helfern in Supetar, nachdem es vom 3. Bataillon der 738er und der Artillerie über See geräumt worden war. Dann rückte der Gegner Richtung Sumartin vor. Dort sollte das verbliebene 2. Bataillon auch über See weggebracht werden, aber höheren Ortes gab es Gegenbefehle. Es wurde sogar von Split aus noch die Aufklärungsabteilung unserer Division nach Sumartin in den Kampf geworfen und damit in den sicheren Tod. Dessen Führer wird vorher schon von einem englischen Jagdbomber tödlich verletzt.

Als endlich der richtige Absatzbefehl eintrifft, finden die Schiffe nicht zur wartenden Truppe in den Hafen und kehren leer zurück. Darauf folgt ein letzter Kampf um jeden Hügel und jedes Haus, bis vom 2. Bataillon und der Aufklärungsabteilung keiner mehr lebte. Da niemand dabei war und nie wieder von ihnen gehört wurde, werden über 250 Leute als Vermißte geführt. Das ist nur ein Viertel der über 1000 Vermißten unserer Division.

Nur wenige hatten den Versuch unternommen, in höchster Not die 6 km breite Meerenge zum Festland nach Baska Voda zu durchschwimmen. Zweien gelang es, darunter einem Leutnant Hecht. (Nomen est omen) Dieser fiel kurz darauf in der Herzegowina.

Natürlich fuhren wir am ebenso trostlos aussehenden Humac vorbei, ohne nach Wasser zu suchen. Die Entscheidung fiel dort: Zurück zur Küste hinunter oder weiter nach Stup und hinauf zur Vidova Gora (Sveti Vid). Unser Franzmann hatte sich so gut heute gehalten, wir trauten ihm die Gipfelfahrt auch noch zu. Was wir hätten längst wissen müssen, Stup liegt bereits 620 hoch. Die Weiterfahrt durch den Wald bot keine große Steigung mehr. Voraus tauchte nach einer Viertelstunde auf der Kuppe ein Relaismast auf. Wir standen über dem Abgrund, zu unseren Füßen das Goldene Horn 780 m tiefer.

Antje bückte sich überrascht und hatte ein paar echte blühende Edelweißstiele in der Hand. Der Blick ging weit über Hvar hinweg bis nach Korcula. Hier oben war also unser Gefechtsstand bis zum Anfang Juni ' 44 gewesen. Kein Wunder, daß die Briten Schotten aus dem Hochland eingesetzt hatten. Sie sollten von Bol aus unter ortskundiger einheimischer Führung den Gipfel von der Seeseite aus angreifen und taten das auch.

Andere Einheiten waren in Supetar gelandet und bedrängten unsere Batterie, die etwa dort stand, wo heute der Flughafen ist. Der Gipfel war nicht zu halten, da bis auf die Meeresseite nirgends geschützt. Aller Widerstand konzentrierte sich am Ende auf die benachbarte Höhe 622. Der Feind schoß von Schiffen aus mit Nebel und Phosphor, was für die Unseren völlig neu war. Nach sechs Kampftagen war am 6.6.1944 alles vorbei.

Der Wehrmachtsbericht vom selben Tag sagte, anglo-amerikanische Kommandos und kommunistische Banden wurden von Brac vertrieben. Sie ließen 418 Tote und 64 Gefangene zurück. Dazu gehörte auch Oberstleutnant Churchill. Die Kommandos und Banden dürften in Wirklichkeit an die 1000 Mann Verluste gehabt haben. Unter unseren Kanonieren gab es wenigstens sechs Tote. Ich kriegte nach meiner Rückkehr vom Urlaub den Auftrag, in die Grabkreuze die Namen der Gefallenen zu schnitzen.

Die Bergkapelle bei Höhe 622 konnte ich von Ferne sehen, aber es führt vom Flughafen höchstens ein Fußweg dorthin. Wir wandten uns endlich der schattigen Gasthausveranda zu und bestellten eine Literflasche Wasser. Danach sofort eine zweite und eine dritte. Der Platz war wegen seiner Lammgerichte inselbekannt. Nach zweimal gegrillte Lammleber war die Welt wieder in Ordnung. Außer uns saßen nur noch zwei Wandergruppen an den Tischen.

Es stimmte auch sonst alles. Gipfelruhe ohne Lärm, keine nur an die Gegenwart denkenden "Spätergeborenen", die das Blut auf dem Boden nicht mehr sahen, auf dem sie standen. Diese Gegenüberstellung von damals und jetzt überprüfte ich auf der ganzen Reise. Unerträglich wäre es gewesen, in einer Hafenkneipe im Stile Mallorcas eine biertrinkende Horde anzutreffen. Als nächstes würde vor dem inneren Auge das Bild aufsteigen, wie wir am Vorweihnachtstag auf demselben Platz die Insel erstürmten und der Fußboden mit Verletzten bedeckt war. Vielleicht wären sogar unter den heutigen Besuchern die eigenen Nachfahren jener dabei, aber keiner weiß es noch oder will es wissen. Jedes Blutopfer, für wen eigentlich? Sogar die eigene Welt geht darüber hinweg.

Nach ein paar Minuten Talfahrt mußte ich anhalten. Wir hatten schon beim Hinauffahren die in einer Lichtung liegenden wannenförmigen Steintröge unterschiedlicher Größe bemerkt. Dort oben arbeiteten vor einem Jahrhundert noch Steinmetze und stellten aus fehlerfreiem Fels Ölwannen her, wie sie zur Aufbewahrung des frisch gepreßten Olivenöls in jedem Haus standen. Der Lohn des Steinmetz: Einmal die Wanne voll Öl. Bekam die dünnwandige Wanne bei der Arbeit einen Sprung, war alle Mühe umsonst gewesen. In unserem Quartier, dem Bauernhof oberhalb Orebics, hatte ich im Keller eine solche Wanne entdeckt. Sie war so gut wie leer. Nur eine dicke Schicht grünliches, hart gewordenes Olivenöl bedeckte noch den Boden. Ich kratzte diesen Satz mit einem Löffel heraus und verwendete ihn beim Kochen unserer eigenen Gerichte. Es war mein erstes Olivenöl überhaupt, beinahe unerträglich streng vom Geschmack, aber heute vielleicht im Supermarkt als das edelste vom Edlen angeboten. Damals preßte jeder Bauer sein Öl noch selber, kalt und ungefiltert.

Auf der Rückfahrt sahen wir neben der Straße einen PKW aus Bozen parken. Niemand da, den ich hätte fragen können. Jemand, der zu Fuß auf den Spuren seines Vaters war? Unsere Kanoniere stammten zum großen Teil aus Südtirol. Irgendwo dort oben müßte unsere Feuerstellung gewesen sein.

Wir verzichteten auf den Versuch, sie zu finden oder gar den Schafstall, aus dem wir die ermordeten Verwundeten weggeschafft hatten. Der neue Flugplatz hat vermutlich - wie oberhalb Sumartins der Marmorbruch - alle Spuren beseitigt. "Dobrodošli u Brac!" wird dort ein Schild die Ankommenden begrüßen wie ein ähnliches in Split: "Herzlich Gekommen nach Split!". Engländer und Deutsche, alle gleichermaßen willkommen. Kein Heckenschütze irgendwo, ja nicht einmal ein Taschendieb.

Ich träumte in jener Nacht, Brixen, meine zweite Heimat in Südtirol, wurde von Fliegern bombardiert. Ich sah von einem hohen Berg aus zu, wie es unten krachte. Ohne die Bomben explodieren zu hören, tummelten sich um mich herum lauter maskierte Kinder, die nur an Fasnacht dachten. Zwei Welten, die nicht mehr zusammenpaßten.

Am 24. bringt uns die Fähre von Supetar wieder nach Split zurück. Jede rote Ampel erfordert ein besonderes Mannöver: Motor ausschalten, 1. Gang einlegen und bei Grün starten. Die Straße aus der Stadt hinaus geht bergauf. Wielange wird das noch gut gehen.

Antje möchte mir Trogir zeigen, die mittelalterliche befestigte Stadt, die früher einmal auf einer Insel lag. Wir biegen über die Brücke zur Altstadt ein, fahren uns erst im aufgestauten

Verkehr fest, kehren dann um und sehen die Einfahrt zum großen Parkplatz im Stadtpark nicht, weil ein kreisrundes rotumrandetes Schild davor steht: Durchfahrt verboten. Natürlich, es gab dort keine Durchfahrt, sondern jeder Parker mußte beim Wegfahren am selben Wächterhäuschen vorbeifahren. Es gab aber auch kein P für Parkplatz.

In einer sehr engen Kurve zurück zur Brücke, dichter, nur stoßweise voranrollender Verkehr mit den dazugehörenden Mannövern bei uns natürlich, macht es plötzlich bei jedem Kupplungdurchtreten nur noch Knack und nichts bewegte sich mehr. Das Verbindungsglied war gebrochen.

Darauf hatte ich mir eine Viertelstunde lang die erstaunten bis erbosten anderen Verkehrsteilnehmer anzusehen, vor allem die hinter mir, die kaum einmal eine Lücke fanden, mich zu überholen. Ein Entgegenkommer aus Bayern hielt kurz an, fragte nach der Ursache und glaubte, mir moralisch unter die Arne greifen zu müssen: Gar net aufregen! Geht alles vorbei.

Antje raste zur Polizei. Dann Anruf beim ADAC. Ein Abschleppauto brachte uns 15 km aus der Stadt zu einer Vertragswerkstatt von Opel. Dort ließ sich die Reparatur nun nicht länger hinausschieben. Ich kam mir vor wie damals: Immer auf dem Rückzug und verzweifelt ums Weiterkommen kämpfend. Bis das Ersatzteil käme und eingebaut wäre, würden 48 Stunden vergehen.

Dank ADACs Kulanz durften wir für zwei Tage einen Leihwagen bestellen, und zwei Übernachtungen übernahmen sie auch. Wir entdeckten auf der Suche nach einer Bleibe eine stille Bucht bei Vranjica, dort das kleine Hotel Villa Samac und zwei gute Fischrestaurants Schulter an Schulter. Was wollten wir mehr. Wir waren nach fast drei hektischen Wochen endlich zum Nichtstun verurteilt. Antje schwamm durch die Bucht. Ich las die in Trogir gekaufte FAZ und stellte fest, es hatte sich die Politik in Deutschland um keinen Schritt weiterbewegt.

Richtig! Trogir war uns nicht entgangen. Dank Leihwagen besuchten wir die altertümliche Stadt zweimal in zwei Tagen. Auf dem Markt hatte es uns das Olivenöl angetan, ein ganz berühmter Inselkäse, der Honig, der Edelrauteschnaps und ein sogenannter Grasschnaps, von dem Antje behauptete, sie wisse es von früher, er dufte nach aromatischen Gräsern.

Drei Dinge fielen uns in der alten Stadt besonders auf: Die kunstvoll dargebotenen Eisportionen in der Kohl-Genscher-Straße und an deren Ende drei riesige Luxusyachten an der Pier, die alle Vorstellungen an Prunk übertrafen. Hatten die Mafiabosse aus aller Welt hier ein Stelldichein vor oder nur die Verwalter alles schon Dagewesene übertreffender Geldwaschanlagen, die Millionengewinne abwarfen? Die Heimathäfen glichen dem Synomym für Steueroasen: Curaçao, Bahamas, Caicos Islands. Wo soviel Geld aufgehäuft sichtbar ist, traut sich keiner nach dem Woher zu fragen.

Dank einheimischer Arbeitsfreude konnten wir am Samstag um 13 Uhr den Franzmann übernehmen. Er ließ sich jetzt besser schalten, als ich es je in Erinnerung hatte. Ohne uns noch einmal aufzuhalten, fuhren wir über das frühere Zara und Fiume bis zu den Adelsberger Grotten (Postojna). Slowenien hatte uns wieder. Schon wieder im Streß, noch möglichst viel zu erleben, brachten wir die Servierin zwei Stunden vor Mitternacht zum Staunen, als wir zwei slowenische Weißweinflaschen unterschiedlicher Herkunft zum Essen bestellten und damit die große Balkanrundreise begossen.

Die Sonntagsfahrt quer durch Oberitalien hielt ich für ein Glanzstück an Kürze und nur dünnem Verkehr. Tatsächlich bremsten uns nur zwei Radrennen kurz. Wir wollen uns das merken: Görz, Udine, Maniago, Longarone. Das wollte ich wiedersehen. Ein paar Tage vor dem Überschwappen des Stausees in Folge eines Bergsturzes hatte ich bei meiner Reisetätigkeit noch in Longarone übernachtet. Es war danach vom Erdboden weggewischt.

Von dort weiter über Cortina d' Ampezzo zum Falzaregopaß hinauf (Ohne Paß ging es einfach nicht bei mir ab.) und durchs Gadertal weiter nach Bruneck. Leider für Brixen zu wenig Zeit gehabt, dafür aber beim Dorffest in Rodeneck zwei schöne Stunden unter endlich wieder deutschen Einheimischen verbracht.

Der Rest über Brenner und Arlberg war nur noch ein Katzensprung. Seit drei Wochen regnete es am Abend zum ersten Mal wieder. Ein bißchen staunten wir selber, daß zu Hause alles noch beim alten war, kein bombenzerstörtes München zum Beispiel, wie bei meinem Fronturlaub. Unsere kühnen Reisepläne hatten hatten wir Seite für Seite abgearbeitet.

Erfüllung oder Enttäuschung

Wie war das nun mit der Vergangenheitssuche gewesen? Ja, wie? Alles, was über die Kriegstage noch in meinem Kopf und den Tagebüchern steckt, ist nur noch dort vorhanden und das nicht immer. Du sollst Dir kein Bildnis machen, das trifft nicht nur auf einen unbekannten Menschen zu, weil Wirklichkeit und Vorstellung sich selten decken. Es führt auch hier in die Irre, wo es darum geht, Vergangenes sichtbar zu machen. Die Welt hat sich weitergedreht. Die Orte, die ich kannte, sind nur noch dem Namen nach da und das nicht immer. Nur ich bin der geblieben, der ich war.

Für mich lebte auch ohne äußere Kennzeichen die Vergangenheit wieder auf. Mögen die eigenen Fußstapfen bis auf ganz wenige auch nicht wiederzufinden gewesen sein, die Landschaft zwischen Mur und Skutarisee ist dieselbe geblieben. Das Beglückende daran, wie einfach es geworden ist, das alles beim Durchfahren zu erleben und nicht zwei Jahre lang Stiefel vor Stiefel setzen zu müssen. Ein wahrhaft über alle Erdenlast erhebendes Gefühl, das zum Genuß die düstere Vergangenheit als Vergleich braucht. Was ist das sonst schon, 4000 km im Auto!

Niederdrückendes gibt es auch. Bis auf die geflickte Brücke über die Taraschlucht und durchwegs asphaltierte Straßen hat Verwüstung dort um sich gegriffen, wo bis in die letzten Kriegstage hinein alles noch heil war. Es fällt schwer, nach dem neuerdings Erlebten keine Schadenfreude hochkommen zu lassen. Unseren Gefallenen würde ich sie gönnen. Wer bis zum Ausbruch des letzten Bürgerkrieges noch nicht gewußt hatte, gegen welche Barbaren unsere Soldaten ihr Leben hingaben und damit das der Kameraden retteten, langsam tritt jetzt aus den neuen Massengräbern die Wahrheit für alle zutage.

Der Kampf gegen Titos rote Banden war nicht umsonst gewesen. Am besten klingt das aus dem Mund jener, die das vier Jahrzehnte lang auszulöffeln hatten, wofür deren Väter damals alle im guten Glauben kämpften - und waren doch nur Marionetten im sowjetischen Machtspiel gewesen, sekundiert von den Briten, die hinter der Bühne ihr eigenes Süppchen kochten - und doch nicht den Verlust ihres Weltreichs verhindern konnten.

Vergangenheitsbewältigung? Das fällt am leichtesten. Der Eisverkäufer im Park von Ilidca ist nicht mit dem Heckenschützen von damals in Zusammenhang zu bringen. Die Flintenweiber haben längst ausgeschrien. Wo immer es abseits vom Tourismusgewerbe zu kurzen Gesprächen kam, schien es undenkbar, daß sich hier zwei ehemalige Feinde gegenüberstanden. Viele sprachen sogar deutsch, weil sie einmal in der Bundesrepublik gearbeitet hatten, dem Zungenschlag nach meistens in Schwaben.

Heute ertappe ich mich beim Bedauern darüber, daß wir uns zu kurz an bedeutenden Orten aufgehalten haben. Als hätte sich bei etwas mehr Zeitaufwand doch noch etwas Bekanntes herausgeschält. Dafür hätten wir hier und dort einen Tag zugeben müssen. Vielleicht beim nächsten Mal.